Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

39. Jahrg. | Scottdale, Pa., 20. September 1916. | No. 38.

Der Mensch denkt

Auf wunderbaren Wegen
Schenkt Gott uns seinen Segen,
Er läßt die Hand nie ruh'n.
Und wenn sein Licht uns blendet,
Er dunkle Boten sendet,
Die seine Dienste willig tun.

Schickt er in trüben Tagen
Auch peinlich schwere Plagen,
Daß mir das Herz schier bricht,
So will ich doch nicht zagen
Und über Nöte klagen;
Er führt durch Nacht zum sel'gen Licht.

Es triefet allerwegen
Von reichem Himmelssegen
Dies Erdenpilgerland;
Wenn wir nur Ihn ansehen
Gibt er's uns zu verstehen:
Es kommt aus Seiner milden Hand.

A. W. F.

Aber Gott lenkt

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Gottvertrauen.

Psalm 37, 5.

Alles Wohl!
Wenn stürmend auch die Lebenswellen
Mein Schifflein drohen zu zerschellen;
Ich blick' auf Gott — sprech' glaubensvoll:
Alles Wohl!

Alles Wohl!
Wenn oft der Schlaf des Nachts euch fliehet,
Und Seele, Leib und Geist sich mühet,
So sprech' ich dennoch glaubensvoll:
Alles Wohl!

Alles Wohl!
So lange Gott die Lilien kleidet,
Das Vöglein speist, das Lämmlein weidet,
So lange sprech' ich glaubensvoll:
Alles Wohl!

Simon Johanna, hast du mich lieb?

Joh. 21, 16.

Petrus hatte in der Nacht vor dem Charfreitag einen tiefen Fall getan. Dreimal hatte er den Herrn verleugnet, er, der sich verschworen hatte: Und wenn ich mit dir sterben müßte, wollte ich dich nicht verleugnen. Durch solche Verleugnung Jesu hatte er sich selbst innerlich von dem Jüngerkreise getrennt und war seinem Apostelberufe untreu geworden. Wohl faßte ihn bei dem milden, vorwurfsvollen Blick, der ihn aus Jesu Augen traf, alsbald eine tiefe Reue, daß er hinausging aus des Hohenpriesters Palast, bitterlich weinend; aber auch mit einem Strom von Tränen konnte er das Geschehene nicht ungeschehen machen, auch bei der aufrichtigen Reue durfte er sich den alten Platz im Jüngerkreis nicht aus eigener Macht wieder aneignen. Nur Jesus konnte ihn wieder annehmen und wieder einsetzen in seine alten Rechte, und das thut er durch die Frage: Simon Johanna, hast du mich lieb? Das ist die Frage, die über des Petrus Stellung zu dem Herrn entscheidet, das ist die Frage, von deren Beantwortung auch unser Verhältniß zu Jesus abhängt. Nur wenn wir ihn lieb haben, haben wir das Recht, uns als seine Jünger zu betrachten. Wird nicht damit der Liebe eine Stellung eingeräumt, die ihr nicht gebührt, sondern dem Glauben zukommt? Nichts ist verkehrter, als Liebe und Glaube in Gegensatz zueinander bringen zu wollen. Ist Glaube nicht das volle rückhaltlose Vertrauen auf Jesum und ist die Liebe zu ihm denkbar ohne solches Vertrauen? Wenn darum der Herr bei Petrus und uns nach der Liebe fragt, so ist damit der Glaube von selbst gegeben. Nur wo die Liebe ist, die aus dem Glauben quillt und wiederum zum Glauben treibt, ist die rechte Stellung zu Jesus; denn nur durch diese Liebe haben wir die lebensvolle Gemeinschaft mit ihm, in der seine Jünger mit ihm stehen müssen. Nur in dieser Liebe finden wir die Kraft, dem Herrn nachzuwandeln, auf allen Wegen, die er uns führt, wenn es sein muß auch in Noth und Tod hinein. Nur diese Liebe macht uns fähig und geschickt zu der Arbeit, die wir im Reiche Gottes leisten sollen. Simon Johanna, hast du mich lieb? Möchte doch diese Frage beständig uns vor der Seele stehen und uns keine Ruhe lassen, bis wir die rechte Antwort auf dieselbe geben können.

Was wird diese Antwort sein? Hätte der Herr den Petrus vor seiner Verleugnung so gefragt, wie er es hier thut, Petrus wäre sicherlich fast gekränkt worden durch diese Frage. Aber Petrus ist durch die Erfahrung, die er an sich selbst gemacht hat, ein anderer Mensch geworden, alles Selbstvertrauen und alle hohe Meinung von sich selbst ist in der Stunde seiner Verleugnung gründlich zu Schanden geworden, so lautet denn auch dreimal seine Antwort auf die dreifache Frage des Herrn sehr demüthig und bescheiden. Er rühmt sich nicht seiner Liebe, er bietet sich nicht mehr an, dieselbe durch große Thaten beweisen zu wollen, sondern er weist in dem Bekenntniß seiner Liebe auf die Kenntniß, die Jesus von seiner Person hat, hin. Er sagt: Herr, du kennst meine Schwachheit, du weißt auch, daß meine Liebe zu dir nur schwach und unvollkommen ist. Das war die Antwort, die der Heiland von Petrus haben wollte, solche Antwort begehrt er auch von uns. Die Frage Jesu nach unserer Liebe gegen ihn muß uns in die Buße hineinführen. Denn wann hätten wir den Heiland so geliebt, wie wir ihn lieben sollten. Wie reich ist allezeit der Strom seiner Liebe gewesen, den der Herr über uns ausgeschüttet hat, wie kalt und lau dagegen war unsere Liebe gegen ihn auch in unseren besten Tagen. Er hat sein Leben willig für uns in den Tod gegeben. Wir klagen und seufzen, wenn wir um seinetwillen nur auf einen Lieblingswunsch verzichten müssen. Er hat nichts und niemand in der ganzen Welt mehr geliebt als uns, und in unserem Herzen leben hundert Personen und Gegenstände, die uns lieber oder doch ebenso lieb sind wie Jesus. Er hat uns seine Liebe vom ersten Tage unseres Lebens bis heute geschenkt, eine Liebe ohne Wandel und Schwanken, wir müssen im besten Fall bekennen: Es thut mir leid, ich bin betrübt, daß ich so spät geliebt. Simon Johanna, hast du mich lieb?

Lieber Leser, laß dir durch diese Frage die Augen öffnen, erkenne an Jesu Liebesfülle deinen eigenen Liebesmangel und die Schuld, bis du ausrufen kannst in solcher Erkenntniß, das ist mein Schmerz, das kränket mich, daß ich nicht hab' geliebet dich, wie ich dich lieben sollte.

Denn wer so spricht, der bleibt vor dem größten Schaden bewahrt, vor der Selbstzufriedenheit. Er kennt seinen Mangel und begehrt darum demselben abhelfen zu lassen. Wer kann unsere schwache Liebe gegen Jesus stärken und mehren? Niemand als Jesus selbst. Zur Liebe kann man niemand zwingen, nicht einmal sich selbst, auch nicht zur Liebe gegen Jesus. Vielmehr kann diese Liebe nur in uns geboren werden und wachsen durch die Arbeit des heiligen Geistes an unserem Herzen. Willst du den Heiland immer besser lieben lernen, dann laß diesen Geist an dir arbeiten, versenke deine Seele in gläubiger Betrachtung in das Wort, in welchem er lebt und wirkt, suche dir das Bild deines Heilandes aus diesem Worte immer klarer vor die Seele zu stellen. Nimm vor allen Dingen mit der Hand des Glaubens immer mehr von den Gaben und Schätzen, die dein Heiland gibt; denn wer am meisten von dem Herrn empfangen hat, der wird ihn, nach Jesu eigenen Worten, auch am innigsten und treuesten lieben. Mit kurzem Wort: Laß dich von Jesu lieben, dann wirst du es auch immer besser lernen, ihn wieder zu lieben. Und dann bist du ein glücklicher Mensch. Wie reich und glücklich wird unser Leben schon durch Menschenliebe, die wir üben dürfen. Und doch hat diese Liebe ihre eng gezogenen Grenzen, über die ihre Macht, uns zu beglücken, nicht hinaus reicht. Anders ist es mit der Liebe gegen Jesus. Sie gibt unserem Leben den höchsten Werth, sie füllt unser Herz mit dem größten Glück, mit einer Seligkeit, die auch über die Nacht des Todes hinausreicht. Selig darum der Mensch, der auf die Frage seines Heilandes: Hast du mich lieb? demüthig, aber fröhlich antworten kann: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe. Ausgewählt.

Ein wahrer, lebendiger Glaube wird sich im täglichen Leben und in einer jeglichen Handlungsweise zu erkennen geben.

Es flieht die Zeit mit Glück und Leid,
Wir reichen uns die Hände:
Wir wandern zu der Ewigkeit —
Die Liebe hat kein Ende.

Ein goldener Hammer kann viel Türen öffnen, aber die Himmelstür nicht.

Besuche in den Central-Provinzen.

Fortsetzung.

Natürlich haben diese Gottesdienste nicht alle Zeit in Anspruch genommen, und so blieben uns manche Stunden für sehr angenehme und erfrischende Unterhaltungen, die uns heute noch eine Erquickung sind.

Für Montag, den 27ten Dezember, hatten wir eine Reise geplant, und zwar sollte sie nach Mahadi, der Missionsstation, wo Geschw. Steiner tätig sind gehen. In aller Frühe brachen wir auf und per des populären Ochsentungas ging es im Trabe vorwärts. Es war richtig angenehm in der frischen Morgenluft zu fahren. Um etwa 9 Uhr hatten wir schon fast 10 Meilen zurückgelegt und hielten bei einem Dorfe für einen Imbiß und etwas Ruhe der Ochsen. Hier zeigte Br. Penner uns ein Stückchen Land, welches er gerade außerhalb des Dorfes für eine Außenstation erworben hatte. Es war für den betreffenden Zweck sehr passend gelegen

Bald ging's wieder weiter, und nach kurzer Fahrt trafen wir ein Paar Ochsen, welche Br. Steiner entgegen geschickt hatte, und somit konnte ohne weiter anzuhalten bis Mahadi fortgefahren werden. Diese Reise ging durch eine schöne Gegend, hin und her durch etwas Wald, aber meistens durch ebene Felder, die zum Teil für Reisbau benutzt werden, doch auch Weizen und andere Getreidearten werden da gezogen. Man merkte es der Gegend ab, das dieselbe fruchtbar sei, wohl fruchtbarer als in dem Teile, wo unser Missionsfeld sich befindet.

Bis etwa 4 Uhr nachmittags hatten wir die 25 Meilen hinter uns und fuhren in den schönen Missionshof von Mahadi ein. Geschwister Steiner begrüßten uns in der freundlichsten Weise und führten uns in ihr gastliches Heim, wo unser Erfrischungen warteten. Das war doch wohltuend nach einer langen indischen Fahrt. Wir durften an demselben Abend, noch manches von dem schönen Missionshofe besehen. Hier steht nämlich ein durchaus anmutiges Missions-Bungalow, und auch die übrigen Bauten und Einrichtungen waren den Zwecken entsprechend getroffen worden. Hier mußte man geradezu die Lage des Hofes bewundern, denn sie war romantisch und bildete ein Stückchen Naturschönheit. Wer Geschmack für die Schöpfungen der Natur hat, die ja das Werk der Hände Gottes sind, der findet hier manches Reizende, sieht manches, das seinen Sinn für das Schöne in der Natur nährt. Prächtige Bäume der ihrer Schönheit wegen oft bewunderten indischen Natur bedecken an manchen Stellen den geräumigen Hof, dessen Umgebung durchaus anziehend ist, denn von zwei Seiten her hat man zwei große Flüsse in allernächster Nähe. Gerade außerhalb der einen Ecke des Hofes fließt der Fluß, welcher auch bei Champa vorbei kommt, in einen andern größern hinein. Der Zusammenfluß bildet ein richtiges Naturbild, denn das sandige Bett dehnt und streckt sich bis über eine Meile aus.

Interessanter sind für die Missionare aber immer die Christen und Missionsarbeiter einer Station. Wir hatten auch Gelegenheit, an zwei Abenden den Gebetsversammlungen mit den Christen im Hofe beizuwohnen. Man fühlte es wohl, daß der Geist Christi die Herzen erfüllte und anfachte. Sehr interessant war es auch, die Arbeit in der Dispensery zu beobachten, denn es kamen dort recht viele Leute verschiedener Kasten hin, um durch die Behandlung von Bruder und Schw. Steiner wie auch durch die verabreichte Medizin Linderung für ihre natürlichen Leiden zu finden, aber es wird ihnen dabei auch das Evangelium, diese Medizin für die Seele, angeboten. Diese Arbeit hielt beide für geraume Zeit beschäftigt. Weiter durften wir die praktisch eingerichtete Schule in Augenschein nehmen, und wenn dieselbe der Weihnachtsferien wegen zur Zeit auch nicht gerade in Tätigkeit war, so erfuhren wir doch, daß sich über zwei hundert Kinder an dem Unterricht beteiligen. Durch solche Arbeiten wird eben der Einfluß des Evangeliums und Licht unter die Bewohner Indien's ausgebreitet.

Auch hier hatten wir manche Stunden angenehmer Unterhaltung und des Gedankenwechsels über Missionsarbeit. Wie stärkend solche Gemeinschaftsstunden sind, kann ja in einem Berichte nicht gut verständlich gemacht werden, aber es kann erlebt werden.

Am Mittwoch Morgen machten wir uns schon bei Zeiten auf den Weg zurück nach Champa. Br. Penner fuhr mit seinem Bicycle ab, während Geschw. Steiner uns mit ihrem Fuhrwerk halfen. Auf halbem Wegen fanden wir Geschw. Penner's Ochsen-Tunga auf uns wartend, und nachdem wir uns durch das wohlschmeckende Lunch, welches Schw. Steiner eingepackt hatte, gestärkt hatten, fuhren wir weiter. Der Besuch in Mahadi und die Reise dort hin wie auch zurück sind noch lebhaft in unserer Erinnerung. Wir drücken hier noch einmal unsern wärmsten Dank gegen Geschw. Steiner aus für die freundliche und angenehme Aufnahme in Mahadi wie auch für das zu unserer Verfügung gestellte Fuhrwerk.

Zwischen 3 u. 4 Uhr nachmittags waren wir wieder bis auf dem Hof in Champa, wo wir nun noch einen Tag in angenehmer Gemeinschaft zubrachten. Donnerstag Morgen besuchten wir das Dorf Champa, welches seiner Größe wegen eigentlich mehr eine Stadt als ein Dorf ist. Die Leute und auch ihre Einrichtungen sind wohl etwas verschieden von denen bei uns im Süden, und doch trägt alles so genau einen indischen Stempel, daß man vieles gleich identifizieren kann. Eins merkte man hier aber bedeutend mehr als in den Dörfern bei uns, nämlich den Englischen Einfluß auf Geschäft und Gewerbe, und dies giebt den Bewohnern einen Vorteil in ihren Gewerben. In so einem indischen Großdorf versucht dann die Mission ihren Christus ähnlichmachenden Einfluß auszustreuen. Manches Samenkörnlein des Lebenswortes fällt dabei auf den Herzensacker und wird einmal seine Früchte tragen.

So verflossen die letzten Stunden schnell, und Geschw. Penner brachten uns am Nachmittage zum Bahnhofe, denn wir nahmen nun von den Geschwistern in Champa unsern Abschied, nachdem wir einen sehr angenehmen Besuch daselbst verlebt hatten. Bald kam der Zug, der uns zur nächsten Station, Mila, nahm, und als wir die Station erreichten, sahen wir wieder Geschw. Penner, nur waren es diesmal Geschw. P. W. Penner. Sie begrüßten uns aufs herzlichste und hießen uns so freundlich willkommen, daß man nur ein Wohlgefühl haben konnte.

Wir fuhren nun den schönen Weg entlang nach Janjgir zu, denn die Missionsstation ist einige Meilen von der Bahn entfernt, aber man sah dieselbe doch schon von weiter ab. Eigentlich bildet sie ein kleines Dorf für sich selbst. Die zierliche Kirche auf der Vorderecke machte eine passende Einleitung zu dem wohlgeordneten Hofe. Dort angekommen begrüßte Schw. Braun uns in ihrer heitern und freundlichen Art. Auch eine Anzahl der Christen sagten uns ihre in indischer Weise so höflichen und doch freundlichen Salaams. Man führte uns in das auch hier so gastliche Missionsheim, wo wir wieder die wärmste Gastfreundschaft genossen haben.

Vier Tage durften wir hier in der angenehmsten Gemeinschaft zubringen. Wir haben uns in der Zeit den ganzen Hof und die Missionsarbeit gut angesehen. In dem Plane der Missions-Bungalows hat man hier mehr Symmetrie, Einheit, beobachtet als bei uns im Süden. Dies mag empfehlenswert sein, denn wenn ein Plan gut ist, warum sollte der nicht wieder gebraucht werden? Die Kirche war noch in ihrem Weihnachtsschmuck, so nett und schön. Was in derselben aber die meiste Aufmerksam-

keit in Anspruch nahm, waren die zahlreichen Besucher, Christen und Schulkinder, sodaß das Gotteshaus ganz angefüllt war. Diese Tatsache ist ein beredtes Zeugnis für die Missionsarbeiter und wird auch bald die Vergrößerung der Kirche notwendig machen. Die Gebäulichkeiten für die Kostschüler waren eben ganz neu, und die Einrichtungen derselben mit Wohnraum, Schlafzimmer, Eßsaal Waschhaus, und Getreidekammer etc. war der Arbeit ganz zutreffend angemessen. Diese Anlage muß als eine wirkliche Zierde für die Station bezeichnet werden. Da wären noch manche Bauten zu nennen, aber man hört auf damit.

Der Besuch in dem großen Dorfe Janjgir hatte auch sein Interessantes. Man kommt zuerst an den schmucken Regierungshäusern vorbei und trifft dann bald die Missionsschule, die man hier im Dorfe hat. Hier war Schw. Braun in ihrem rechten Element, denn die Schule ist ihr Leben und Gewinn. Sie zeigte uns manche Arbeiten, welche von den Schülern verrichtet worden waren, und die zugleich auch Zeugnis von dem guten Fortschritte der Schularbeit ablegten. Etwas weiter in's Dorf hinein nahmen wir noch einen alten Hindu Tempel in Augenschein, und derselbe rief natürlich manchen Ausdruck der Bewunderung hervor. Fast unzählige Figuren von Menschen, Götzenbildern, Vieh, Tieren etc. schmückten den Tempel auf allen Seiten von außen und zum Teil von innen. Die Arbeit war solcher Art, daß sie wahre Kunst und auch einen gewissen Grad von Schönheit verriet. Der Tempel soll über 1300 Jahre alt sein. Ein Zeugnis dafür, daß Indien schon in jenen Jahren der grauen Vorzeit auf einem hohen Niveau der Civilisation und Entwikkelung stand. Gegenwärtig wird derselbe nicht mehr für Anbetungszwecke gebraucht, und so hat die Englische Regierung Vorkehrungen getroffen, denselben in seiner ursprünglichen Form zu erhalten. Es ist sicherlich lobenswert, daß die Regierung nicht nur hier, sondern an vielen Orten die altertümlichen Kunstwerke Indiens zu schützen und zu erhalten versucht.

Fortsetzung folgt.

In Isaak soll dir der Same genannt sein.

Um die Christen aus den Heiden über Israels Verhältnis zu Gott aufzuklären, führt Paulus sie in Römer 9 zurück auf die Verheißungen, die der Herr dem Abraham und weiter seinen Nachkommen gegeben. Die Heidenchristen sahen an den Juden nicht das, was sie an einem Volke Gottes zu sehen erwarteten. Statt in ihnen eine gottesfürchtige, heilig, in Gottes Wegen wandelnde Nation zu finden, sahen sie ein Volk, das in Unwissenheit und Gottentfremdung dahin ging, dem heiligen Geist widerstrebte und die Kinder Gottes verfolgte, sich dabei aber stolz brüstete, von Abrahams Samen zu sein.

Paulus sagt den Heidenchristen gleichsam, daß sie sich nicht so sehr über die Zustände unter den Juden der damaligen Zeit zu wundern brauchten, denn: nicht alle, die von Abraham abstammen, sind darum auch Kinder, d. h. Kinder in dem gedachten Sinne, sondern der Herr macht einen Unterschied zwischen dem Sohne der Hagar und dem der Sara und dann zwischen Esau und Jakob. Nur der Same nach der Verheißung kommt beim Herrn in Betracht. Und wiewohl man in alter Zeit alle zu Israel zu zählen pflegte, die von Jakob abstammten, so galt das doch nur für das Volk Israel im gewöhnlichen Sinne; für das auserwählte Volk Gottes im engeren Sinne war allezeit nur eine kleine Schar solcher vorhanden, die sich entweder von dem Haufen zurückgezogen oder auf Befehl Gottes und mit seinem Geist erfüllt für des Herrn Sache öffentlich eintraten.

Der Unterschied zwischen den Nachkommen Abrahams nach dem Fleisch und denen nach dem Geist, war nie so scharf zu Tage getreten, als zu der Zeit der Apostel. Es wurde immer klarer, daß der größere Teil des Volkes der Juden sich entschieden von Gott abwandte, aber trotzdem in dem Wahne blieb, daß sie mit der Hartnäckigkeit, womit sie ihren eigenen Weg befolgten, Gott einen Dienst taten. Die Verkehrtheit und gänzliche Verderbtheit des jüdischen Volkes wurde von den Heidenchristen klar erkannt und darum waren sie wohl bereit, von dem Samen Abrahams gering zu halten. Davor wünscht der Apostel Paulus sie bewahrt zu wissen, und darum zeigt er ihnen, daß nicht alle, die von Abraham abstammen, „Kinder" und der Verheißung Erben sind, sondern nur solche, die des Glaubens Abrahams sind, sind sein Same.

Manche verzagen fast bei dem Anblick, den die heutige Christenheit bietet. Das Christentum ist nicht mehr, was es war, sagen sie. Alles ist verderbt und verweltlicht und noch nie stand es um die Christen so schlecht wie heute.

Es ist wahr, je weiter sich die Lehre Christi ausbreitet, desto mehr Unkraut findet sich unter dem Weizen. Nicht, daß der Weizen an sich nicht gut wäre, oder daß er seine frühere gute Eigenschaft eingebüßt hätte, aber an vielen Stellen, wo früher Weizen auf einem kleinen Raum zusammengedrängt stand und zwischen sich kein Unkraut aufkommen ließ, steht er heute nur weitläufig und zwischen ihm hat sich eine Art Pflanzen angesiedelt, die in mancher Hinsicht dem Weizen ähnlich sehen, aber doch deutliche Zeichen tragen, die da jedem sagen, daß der himmlische Vater sie nicht gepflanzt hat.

Weil man allgemein nicht unterscheiden mag zwischen gutem und schlechtem Samen, so gibt es in manchen Gemeinschaften viel zu klagen über die Verderbtheit der eigenen Glieder. Es ist nicht die Schwachheit und die Fehlerhaftigkeit derselben, was zu Klagen Anlaß gibt, sondern die absichtliche Verweltlichung und Fleischlichkeit mancher derselben. Würde man einen genauen Unterschied machen und Welt zur Welt zählen und Christ sich zu Christ halten, dann würde erstens die Aussicht für die Kirche weniger Schwarz sein und zweitens würden die wahren Christen gestärkt und gebessert werden.

Es ist ermutigend für diejenigen, die sich um das Gedeihen des Werkes Gottes auf Erden besorgen, zu hören, daß nicht alle, die sich „Kinder" nennen, „Kinder" sind; denn wären sie es, so wäre die Kraft des Evangeliums zur Schaffung neuer Menschen aus. Nun aber sehen wir, daß die, welche von Gott geboren sind, sich eines neuen Lebens befleißigen und, zwar in Schwachheit, ihrem Meister nachzufolgen trachten. Der Teil der sogenannten Christenheit, welcher noch zur Welt gehört, ist wie wir nun merken, nicht verderbter, wie die Welt immer war, befindet sich aber in einem Irrtum, indem er sich für etwas hält, was er nicht ist. Sein Zustand ist aber nicht so schlimm, als er wäre, wenn wir ihn zu den Christen rechnen müßten, seine Werke aber Werke des Fleisches wären. In diesem Falle müßte er von Gott verworfen werden; aber nun, da er zur Welt gehört, bleibt ihm immer noch Zeit zur Buße und Bekehrung zu Gott solange er seine Gnadenzeit nicht verpaßt.

Gedenke, wovon du gefallen bist und tue Buße, und tue die ersten Werke, heißt es in Offb. 2, 5. Diese Aufforderung mögen wir uns auch zurufen, wenn wir sehen, daß in unserer Mitte etwas nicht stimmen will. In dem Buche „Geschichte der Mennoniten" von D. K. Cassel lesen wir auf der 30. Seite: „Die Mennoniten zeichnen sich aus vor allen andern in der Einfachheit ihrer Kleidung und Sparsamkeit in ihren häuslichen Einrichtungen; sie sind fleißig, sparsam und im Allgemeinen gastfrei, und beherbergen gern; auch Fremde werden nicht von ihrer Tür gewiesen: Im Gegenteil werden sie freundlich und mit Liebe bewirtet. Sie erlauben keines von ihren Mitgliedern, dem Publikum zur Last zu fallen, sondern sie versorgen ihre Armen selbst in der Gemeinde. Was ist reiner und schöner, als die in-

nern Gefühle der Mennoniten, Gedanken und Werke, so nahe dem Leben und Wandel des großen Meisters, und so weit entfernt von Streit und Bitterkeit der Welt, denn Streit und Unfriede macht das ganze Leben unchristlich. — Nach obigen Grundsätzen haben sie sich durch 400 Jahre bewährt, und daß nur solche zur Taufe zugelassen werden können, die auf Buße und Bekenntnis ihres Glaubens getauft werden."

„Wohl dem Volk, deß der Herr sein Gott ist, das der Herr zum Erbe erwählet hat;" Psl. 33, 12. Ja, wohl allen, die nicht nur den Namen haben, daß sie leben, sondern die wahres Leben aus Gott haben.

Wachet und betet!

In der Anstalt von N. war Abendandacht. Das Amen des Hausvaters war erklungen, und nun sang die kleine Hausgemeinde zum Schlusse noch das schöne Lied: „Mein Schöpfer steh mir bei."

Ganz hinten in der letzten Bank saß ein Mann in den besten Jahren, dem die dicken Tränen nur immer so beim Singen über die Backen rollten.

Die Andacht wr vorüber, und die Teilnehmer suchten ihre Stuben auf. Ermüdet von harter Tagesarbeit, hatte der Hausvater sich einen Augenblick in seinem Arbeitszimmer zur kurzen Ruhe hingesetzt. Da klopft es. „Herein!" — und jener Mann tritt ein, die Spuren der Tränen noch in den Augen. Verlegen bleibt er an der Tür stehen, aber mit freundlicher Stimme ruft ihn der Hausvater an seine Seite. „Ach, lieber Herr X . . . ," beginnt jener zögernd, „ich wollte mich mal nur bedanken für alles, was Sie an mir getan haben." Ein heller Freudenschein zieht über des Hausvaters Gesicht. Der sich da bedankt, dem die Tränen noch in den Augen schimmern, war ein arger Trunkenbold gewesen. Sie hatten ihn aufgelesen vor der Anstaltstür. Wochenlang hatte er im Delirium gelegen. Langsam genas er wieder, genas an Leib und Seele, und nun war er hier und bedankte sich mit Freudentränen, daß er durch Gottes Gnade wiederum zu einem ordentlichen Menschen geworden war.

Ein Jahr später. Da geht durch die dämmernden Straßen der Stadt, in der die Anstalt lag, ein Mann. Der schneidende Ostwind treibt ihm die wirbelnden Flocken ins Gesicht. Fester hüllt er sich in seinen Mantel. Vor einem düstern, großen Hause bleibt er stehen. Er zieht an einem halb zerrissenen Glockenstrang. Schaurig hallt der Ton der Glocke in dem großen Hause wider. Eine schmutzige Frau erscheint und fragt mürrisch nach dem Begehr des Fremden. Der flüstert ihr ein paar Worte zu, und schweigend winkt sie ihm und geht voran mit dem flackernden Licht. Immer höher — immer höher! Endlich öffnet sie eine kleine Bodenkammer. Ein eisiger Luftstrom weht dem Eintretenden entgegen. Stumm zeigt die Frau in eine Ecke. Da liegt auf einem Strohsack ein Mann — erfroren, die Branntweinflasche in der erkalteten Hand. Die Tränen kommen dem Hausvater — er ist der Fremde — in die Augen; mit gefalteten Händen steht er vor der entstellten Leiche. Der da liegt — tot, erfroren mit der Branntweinflasche in der Hand, ist derselbe, der vor einem Jahre mit Freudentränen Gott und ihm gedankt hat für seine Rettung.

Wie das gekommen ist? Wie's oft im Leben geht! Er hat das Gotteswort vergessen: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht." Eines Tages ist er mit einem guten Freund aus der Anstalt verschwunden. Die Polizei hat ihn in derselben Nacht sinnlos betrunken aufgelesen und auf einem Karren fortgebracht. Tiefer und tiefer ist's wieder hineingegangen in Sünde und Schande. In einer Bodenkammer hat er sein Leben kümmerlich gefristet, nur soviel gearbeitet, als absolut notwendig war zum Nötigsten, sonst gebettelt und — getrunken! Und das Ende? Verdorben, gestorben! So haben ihn die Leute im Hause gefunden! auf einem Zettel hat der Name der Anstalt gestanden, in der er bis vor einem Jahre gewesen ist. Und da er keine weiteren Angehörigen gehabt hat, haben sie zum Hausvater geschickt.

Da steht er nun tief erschüttert und über seine Lippen kommt's unwillkürlich leise: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Vereinigte Staaten
California.

Winton, California, den 3. September 1916. Gruß zuvor an Editor und Leser! Auch wir hier im äußersten Westen haben das Vorrecht uns dank der Gnade Gottes des Daseins und der lieben Gesundheit zu erfreuen und kund zu geben. Alles ist dem Wechsel unterworfen; so ändert sich die Zeit auch schon wieder und die Verhältnisse lassen auf das Herannahen des Herbstes schließen. Auch uns ist hier ein Strichlein durch unsere Rechnung gezogen, indem wir nur vier Schnitte Alfalfa bekommen haben, weil das Kanalwasser zu früh ausging. Es heißt, wir sollen noch Wasser bekommen, wird aber zu spät; es hülfe nur noch für Weide. Das Land hat ja auch schon sein Vermögen gebracht.

Die Leute haben den Sommer hindurch fleißig prophezeit, daß das Heu den kommenden Winter sehr teuer sein werde. Den ersten und zweiten Schnitt verkauften einige zu $6.00 bis $6.50 für die Tonne. Für diesen Preis kaufte Schreiber dieser Zeilen einen Teil ein. Weil aber das Wasser aufhörte, sahe ich ein, daß das noch nicht ausreichte, und wollte mehr kaufen, fand aber, daß die Leute rundum $8.00 bis $10.00 per Tonne forderten und rieten, jetzt den Bedarf zu kaufen, weil der Preis sehr steigen werde. Nach längerem Zögern kaufte ich noch zu $8.00 die Tonne. Heute wurden mir von einem Manne 40 Tonnen des schönsten Heues für $7.00 die Tonne angeboten. Dies ist gar nicht auffallend, wenn ich daran denke, daß jeder für seinen Preis noch keinen Käufer hatte. Zudem nahet das regnerische Wetter und der Streikaufruhr, der den Bahnverkehr lahmlegt (oder lahmzulegen drohte Ed.), ist auch schuld. Diesen Leuten, die ihr Heu billiger verkaufen müssen wie sie rechneten, ist, oder fährt ein zweiter Strich durch die Rechnung.

Bis das neue Jahr angeht, mögen noch viele Rechnungen durchkreuzt werden und mancher sich getäuscht sehen. Haben wir unsere geistliche Rechnung auf sichern Grund, daß wenn unser Lebenssommer vorüber ist, unser Geistesfeld durch Gottes Gnade und Segen voll getragen hat, daß unsere Rechnung vom Weltrichter genehmigt wird und keinen Strich zu spät erleidet? Die Zeichen von dem Herannahen des geistlichen Winters und des darauf folgenden neuen Jubeljahres sind auch schon sehr bemerkbar. Darum, wer sein Seelenheil lieb hat, prüfe sein Werk gründlich mit Gottes Wort. Es gilt keine gute Meinung, sondern auf den einzigen Grund des Heilandes und seiner Apostel zu bauen.

Schaut man in die Welt hinein, was sieht man da? Nichts als ein jämmerliches Durcheinander; sogar in der Christenheit steht's betrübend. Einer richtet den Andern, wo er selbst voller Schlacken ist und sich selbst mit dem Worte Gottes abrichten sollte, um das zu sein, was er behauptet zu sein, nämlich ein Botschafter an Christi statt. Nein, so leicht ist es nicht, ein Gottesmann und somit ein Seelsorger zu sein. Man nehme sich den Apostel Paulus zum Muster, will man das Wort „an Christi Statt" mit ihm aussprechen. Die Verhältnisse dieser Welt haben sich seit des Heilandes und der Apostel Zeit sehr geändert und manches der Natur nach gehoben. Kann man das auch vom Christentum sagen? Der Lauf und

Natur dieser Welt ändern nicht, weil sie von dem allmächtigen Schöpfer erschaffen sind. Dasselbe allmächtige und unveränderliche Wort Gottes und Christus hat auch ein geistliches Gnadenreich, dessen Natur und Lauf, in dieser Welt geschaffen, und wird der Himmelsweg nicht geändert, bleibt schmal, worauf sein Eigentum zum Himmel geführt wird. Gottes Eigentum muß eine klare Aufschrift tragen und frei von fremder Last sein, muß nach göttlicher Vorschrift die richtige Länge, Höhe und Breite haben, sonst geht es nicht durch die engen Schluchten der schmalen Bahn. Das wissen wir schon; aber warum versuchen wir denn so viel Weltlast mitzunehmen? Z. B.: Man kauft für $2,000 Land, das meiste mit Schuld. Ein anderer kauft zwei Gasoline Engines mit Pflügen auf Schuld, sät 1100 Acres Weizen, trotzdem die Familie nicht groß ist. Können wir dann andern den schmalen Weg lehren?

T. T. Köhn.

California.

Los Angeles, 28. August, 1916. Werte Geschwister in der Zerstreuung! Weil Euch zu seiner Zeit von meinem Vorhaben mitgeteilt wurde, so möchte ich Euch hiermit so viel sagen, daß ich in diesem Jahre nicht nach Japan reise, sondern einstweilen noch hier im Lande bleibe. Obwohl meine Schiffskarte von San Francisco nach Japan schon bezahlt war, so hat man mir von Chicago aus das Geld wieder zurückgezahlt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil mein russischer Paß, mit dem ich nachweisen sollte, daß ich russischer Bürger sei, schon zu alt war. Eine Erneuerung des Passes möchte ich des noch anhaltenden europäischen Krieges wegen anstehen lassen. Auch haben werte Freunde mir wiederholt den Rat erteilt, noch in Amerika zu bleiben. Dem Rate will ich folgen. Ich bin gegenwärtig in Los Angeles; ich kam hier vorgestern an. Russische Geschwister nahmen mich freundlich auf. Wir hatten gestern schon zwei christliche Versammlung. Die Arbeit für den Meister tut hier not. Die Anerkennung der Not steigert sich, wenn man den Wahn der Springer sieht.

Ihr Lieben, gedenkt unser im Gebet, damit der Herr sein Wort dahin segne, daß noch Irrende zum Herrn Jesu geführt werden. Ich schließe mit den Worten unseres Heilandes: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige." Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende."

Joh. Barkmann.

Chester Apts., 416 So. Grand Ave.

Kansas.

Inman, Kansas, den 7. September. Werte Rundschau und alle, die mit ihr in Verbindung stehen! Ich wünsche uns allesamt Gnade von Gott, dem himmlischen Vater, einem jeglichen in seinem Beruf nach seiner Hantierung, wie Jakobus lehrt: „So seid nun geduldig, lieben Brüder bis auf die Zukunft des Herrn. Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, und ist geduldig darüber, bis die empfange den Früh- und Spätregen." Wenn wir uns in diesem üben, dann wird Gott durch seine Gnade uns noch mehr fördern zum Gehorsam. Dann werden uns unsere Missetaten drücken, und wir werden erkennen, wie wenig wir geübt sind in den Wegen des Herrn zu wandeln.

So will ich noch unsern Vater, die Freunde und Bekannte wissen lassen, daß wir mit unsern Kindern verhältnismäßig gesund sind, und wir wünschen allen ein Gleiches.

Gott ist unser aller Zuversicht auf Erden. Wie er alles geschaffen, so hat er alles gesetzt in seiner Ordnung, und es kommt mir so vor, es liegt nur an uns; sowie er das Brausen des Meeres stillet, so kann er auch das Toben der Völker dämpfen oder stillen.

Auch den Frühregen hatten wir und Gott segnete es soweit es gut war. Und jetzt haben wir den schönen Spätregen, der die Furchen tränket und das Gepflügte feuchtet. Lasset uns dankbar sein für alles Gute und dafür, daß er sich uns sündiger Menschen so annimmt, daß auch unsern Seelen soll geholfen werden.

Will noch berichten, daß uns Gerhard Giesbrechts beide von Montezuma; David Löwens beide mit zwei Töchtern von Alberta, und Jakob Löwens beide von Hillsboro am 27. August besucht haben.

Mit Gruß und Wohlwunsch,

D. G. Enß.

Montana.

Culbertson, Mont., Aug. 27, 1916. Werter Editor und Leser!

Durch die „Schulmummer" des Herold kam ich auf den Gedanken, einmal etwas über die Missions-Schule in Santee, Nebraska zu schreiben. Bestärkt wurde ich in diesem Entschluß noch durch die Nachklänge des Todes des A. L. Riggs, welcher die Schule gegründet hat.

Schon im Jahre 1834 wirkten Presbyterianische und Congregationale Missionare unter diesem Indianer-Stamm (Sioux). Ich erwähne hier nur zwei von denen ich am meisten gelesen oder gehört habe — T. S. Williamson und S. R. Riggs. Diese mit andern übersetzten die Bibel und eine Reihe von Liedern in die Dakota Sprache — so nennen die Indianer sich selber, d. h. „Dakota", auch stellte sie im Auftrage des U. S. Geological und Geographical Survey Departments ein DakotaWörterbuch her. Von der Arbeit dieser beiden Männer weiß ich leider nicht so viel als ich möchte, denn von den Früchten ihrer Wirksamkeit zu schließen, müssen es heldenmütige Boten des Evangeliums gewesen sein, die ihr „Leben nicht teuer geachtet haben" in dem Wunsch, dem roten Manne den Weg zum Heile zu zeigen.

Von ihren Söhnen weiß ich mehr. J. P. Williamson war der Sohn des T. S. Williamson, und A. L. Riggs der Sohn des S. R. Riggs. Ersterer lebt noch, und vorigen Sommer hatte ich Gelegenheit, ihn zu sehen auf der Indianer- Konferenz hier in Poplar. Letzterer der Santee Normal Training School, und starb im April dieses Jahres.

J. P Williamson war es, der die Notwendigkeit eingeborner Prediger sah, und die Schulbewegung ins Leben rief. A. L. Riggs wurde berufen, dieses Werk anzugreifen, und er muß ein besonders geschickter Mann dazu gewesen sein. Beide Männer waren unter den Indianern aufgewachsen, und redeten die Dakota Sprache eben so gut als die ihrige. Im Jahre 1870 wurde denn die Schule ins Leben gerufen. Die Schüler sollen auf Heu gesessen haben beim Unterricht nach Indianer Weise, und einige kamen 100 Meilen zu Fuß gegangen, um zur Schule zu gehen. Einer von diesen ist Joseph Rogers, der gegenwärtig in dem kleinen Kirchlein bei unserer Schule als Prediger dient. Aus einer Blockhütte, die als erste Schulstube diente, ist ein Dorf geworden. 40 Jahre hat A. L. Riggs dem Werk vorgestanden, und jetzt steht sein Sohn in derselben Schule als Lehrer der Wissenschaft angestellt.

Die Schule beansprucht nicht eine Gelehrten-Schule zu sein, sondern eine Anstalt, die ihre Schüler für's tägliche Leben vorbereitet. „Hand, Geist, Herz" ist ihr Motto. Wirtschaftlicher und akademischer Unterricht wird gleich viel berücksichtigt. Wenn ich nicht irre, bietet sie aber einen vollen Hochschul-Kursus. Die Schule wurde früher ganz von der Gemeinschaft (Presbyterian und Kongregational) unterhalten. Jetzt müßen aber die Schüler etwas Kostgeld zahlen, um die Schule tragen zu helfen. Aus unserer Schule waren vorigen Winter 4 Schüler dort, und wie sich's hört wollen diesen Winter noch mehr gehen. Ihre ganze Schüler-Zahl wird sich wohl bis auf 100 belaufen. Viele der Arbeiter, die

ich treffe, sind in „Santee" gewesen und der Einfluß dieser Schule macht sich weit geltend.

Die Schule veröffentlicht auch ein Schulblatt — Iapi- Oaye- „Wort-Träger" genannt. Ein Teil gibt in Englisch die Wichtigkeiten aus der Schule, und der andere Teil gibt neben diesem noch Erklärungen über die Sonntag-Schul-Lektionen. Dieser Teil ist alles in Dakota. Ich halte sie beide: erstere wegen der Information aus der Schule, die andere um etwas von der Sprache zu lernen.

Die Schule steht unter den Indianern im allgemeinen in hohem Ansehen. Durch die Schüler, die hier gewesen sind, hat die ihren Ruf erworben. Als auf der Konferenz in Poplar auch eine Kollekte für die Schule gehoben wurde, kamen die Gaben sehr erfreulich herzu, und ein Mann aus unserm Distrikt versprach, ein Pferd zu verkaufen, und den Erlös der Schule zu schenken. Seine Frau ist eine Santee Schülerin, deshalb schätzt er die Schule wohl so wohl.

Wie unsere deutschen Schulen und besonders die Gemeindeschulen ein Glaubens-Werk sind, so ist auch dieses Institut ein Unternehmen, das im Glauben angefangen und fortgeführt wird.

Ich bin in der Schule interessiert, und hoffe, daß die gedeihen wird zur Hebung des Indianer-Volkes.

Grüßend verbleiben wir Eure

D. A. und Lina Hiebert.

Herold.

Oklahoma.

Enid, Okla., den 29. August, 1916.

Enid scheint schon seit einiger Zeit im Zeichen der Feste und großen Versammlungen zu sein. Gegenwärtig findet hier die Staatslagerversammlung statt, woselbst von 1500—2000 Menschen in Zelten wohnen und den verschiedenen Versammlungen beiwohnen. Letzten Sonntag hielten sie im deutschen Zelte eine freie Kollekte, die etwas über $3600.00 ergab. Zusammen mit der Kollekte in ihrer Sabbatschule hatten sie bis dann $3884.00 kollektiert, d. h. im deutschen Zelte allein. Da könnte sich noch manch einer eine Lehre nehmen.

Sonntag abend feiern Abr. Ediger von Henderson, Nebr., und Sarah Theßmann von hier Hochzeit. Wir wünschen ihnen Gottes reichen Segen.

Letzten Samstag abend brannte das Farmhaus des W. Hennecke nahe Drummond mit allem Inventar bis auf den Grund nieder.

Letzten Sonntag abend passierte nahe Drummond einem jungen Amerikaner, der auf einer Spazierfahrt begriffen war, folgendes Unglück: Er hatte eine Laterne vorne an der Ford, beim Kreuzen eines Culverts fiel die Laterne herunter und im Nu stand das Ding, nämlich das Auto, in Flammen und verbrannte.

Später, den 4. September: Gestern abend war Hochzeit und die Brautleute wurden so mit Glückwünschen überschüttet, daß sie beinahe untergingen. Na, nichts für ungut. Wir wünschen ihnen eine glückliche Lebensreise.

Fräulein Eva Regier fuhr nach Henderson, Nebr., um Besuche zu machen.

Evangelist Abr. Harms trifft hier heute ein, um eine Woche Versammlungen zu halten.

Gestern sprachen sich 7 Seelen vor der Gemeinde aus und wünschten von der Gemeinde mit der Taufe bedient zu werden. So Gott will, findet das Taufest nächsten Sonntag statt. Indem die Zeit vorgeschritten war, wurde eine Seele bis nächsten Sonntag freigelassen, wann sie Gelegenheit haben wird, sich auszusprechen. Vielleicht kommen noch einige andere hinzu.

Franz Wiens von Fairview, Okla., war über Sonntag hier auf Besuch. Grüßend,

P. C. Grunau.

—Vorwärts.

Canada.

Britisch Columbia.

Prince George, B. C., den 6. Sept. 1916. Werte Redaktion!

Ich halte es für meine Pflicht den Lesern Ihrere Zeitung zu berichten, daß ich endlich mit meiner ganzen Familie herüber nach Prince George gezogen bin. Schon lange war es unser Wunsch, und immer wieder wurden wir auf verschiedene Weise verhindert.

Wir fuhren den 29. Aug. von Herbert, Sask., ab und kamen den 31. hier an. Die Reise ging sehr gut und meiner Familie und meiner Frau Schwester Maria Martens, die auch mit zog, war es ein wahres Vergnügen. Meine Frau fühlte sehr frisch als wir hier ankamen. Die verschiedenen sich immer wechselnden Ansichten, die dem Auge der Prärieleute fremd sind, halten das Interesse auf der Reise stets wach, und ich habe von all den Leuten, die ich durch die Berge genommen habe, nur zwei gehabt, die es fertig brachten, auf der Durchreise durch die Berge zu schlafen, die andern hatten zu viel Vergnügen, um zu schlafen. Es ist gut, es ist gut, daß die Reise so eingerichtet ist, daß man am Tage durch die Gebirge fährt, wo es am schönsten ist. wir hatten unser eigen Kochgeschirr mit und konnten in dem Tourist-Wagen unsere eigene Mahlzeiten machen u. fühlten wie zuhause. Nur Nachts wenn die Kinderchen 'mal weinerlich werden, ist es etwas unangenehm, weil man dadurch den Schlaf der Mitreisenden stört, was einem mehr unangenehm berührt als wenn man selbst gestört wird, doch diese Kleinen fragen nicht darnach und haben scheinbar auch mehr Vorrecht darin als die Alten, denn selbst einem Polizeimanne würden sie nicht so gut gehorchen, wie in den meisten Fällen der Mutter.

Hier angekommen fuhren wir gleich zu unserm Hause und holten uns die als Bagage mitgenommenen Betten und um zwei Stunden nach der Ankunft waren alle in süßem Schlaf.

Unsere Car mit den Sachen und Vieh hatten wir einige Tage vorauf geschickt und war der Jakob mit dieser schon am Tage vorher angekommen. Die Reise hatte ihm auch sehr gut gegangen und hatte beinahe sechs Tage genommen. Der 16-jährige hat manches zu erzählen von seiner Reise, nur kann er es nicht verstehen, warum nicht auch die Einrichtung so gemacht ist, daß auch ein Frachtzug mit einem Jakob in der Car nicht am Tage durch die schönsten Gebirgen fahren kann, denn er hat sehr wenig von den Bergen zu sehen bekommen, trotzdem er bis in die Nacht aufgesessen. Er hatte das Vieh in Edmonton ausgeladen gehabt und so war es ganz frisch geblieben. Auch sind die Möbel nicht sehr beschädigt worden, weil sie gut gepackt waren. Auch ist die Fracht nicht so hoch, wenn man in Betracht nimmt, daß die G. T. P. die Hälfte der Fracht später jedem binnen einem Jahre Herziehenden zurück zahlt, wenn er sich in dieser Angelegenheit an mich wendet.

Mit uns reiste auch eine Familie Heinemann von Michigan hierher, die sich auch hier niedergelassen hat. Die Leute hatten über eine Woche gereist und fühlten sich müder als wir. Diese berichten, daß von dort noch mehrere herkommen wollen. Auch reiste noch ein anderer Deutscher von Stettler, Alta., mit uns. Dieser Mann hatte den Fehler begangen, daß er sich die Zeit für die Reise zu kurz gemacht hatte, und weil er wegen sein reifes Getreide auf keinen Fall einige Tage fortbleiben konnte, so beschloß er auf mein Anraten, gleich zurück zu gehen und später wieder zu kommen. Herr Heinemann erzählte mir, daß er die Sache des Landsuchens ihm überlassen habe und später mit allen Sachen herkommen wolle, sobald er die Ernte gedroschen hatte.

Am 15. Aug. hat es hier etwas gefroren, so daß etwas Gemüse auf Stellen erfroren

ist. Das ganze Jahr scheint eine große Ausnahme zu machen und die Leute meinen, es sei grade der deutschen Ansiedlung wegen und haben mich schon als einen Jona gestempelt der an allem Schlechten schuld hat in dieser Gegend. Vorgestern hatten wir einen schönen Regen. Meine Familie kann sich an den milden windstillen Tagen an der Luft hier fast nicht satt trinken. Nur Schade, daß wir für die Beeren etwas zu spät hergekommen sind. Trotzdem die Kinder noch jeden Tag auf den angrenzenden Loten Blaubeeren gepflückt haben, sind doch schon die besten weg. Wir wollen aber noch in den kommenden Tagen ausfahren, um Blaubeeren, Himbeeren und Sauerbeeren, (Cranberries) zu pflücken. Die Wege sind jetzt auch viel besser wie im Frühjahre und im Sommer, weil viel daran geschafft worden ist. Der Weg zum Salmon Flusse ist fertig und Herr Wright erzählte mir gestern, er sei schon bis zum Salmon in der Car gewesen und nördlich vom Salmon soll er auch sehr ausgebessert sein. So können wir die Leute jetzt mit der Car hinaus fahren, was ungefähr 1½ Stunden nimmt und sind gleich auf dem besten Lande am Salmon. Die Brücke ist auch fertig. So sehen die Verhältnisse hier ganz anders als dann, wo die Leute der Wege wegen entmutigt wurden.

Da ich noch nicht auf dem Lande gewesen bin, kann ich von der Ernte nicht viel sagen, wir haben hier aber am 12. und 13. dieses Monats eine landwirtschaftliche Ausstellung und werden wir dann manches zu sehen bekommen und werde ich auch nicht verfehlen darüber zu berichten. Es wäre gut, wenn Leute, die wegen der Dreschzeit abkönnen, grade zu diesen Tagen herkommen möchten um zu sehen, was hier gezogen wird und wie die Sachen gedeihen. Wer fahren will, der schreibe oder telegraphiere an R. C. W. Lett, Union Depot, Winnipeg, wegen billige Fahrt, die noch im Gange ist. Wir haben das Anzeigen während der Erntezeit aufgegeben, werden mit den Excursionen aber bald wieder anfangen. Die Preise sind noch immer die selben. Manche hatten früher die Sache so verstanden, daß die ermäßigte Fahrt nur für die Herreise gelte und zurück müsse man voll bezahlen. So war es nicht und wird es auch in Zukunft nicht sein. Wer das Ticket nur für die Herreise kauft, kann wenn er sich in der Zeit meldet für denselben Preis auch zurück fahren. Die ermässigte Fahrt gilt jedoch nur auf der Grand Trunk Bahn, die andern Bahnen sind nicht damit einverstanden.

Endlich ist auch die Arbeit an der neuen Bahn wieder aufgenommen worden, und habe ich früher jedem abgeraten, nicht herzukommen, um hier Arbeit zu finden, so ist es jetzt ganz das Gegenteil, denn die Kontrakteure können nicht genug Arbeiter bekommen. Schwarzarbeiter bekommen $3.00 den Tag, geübte Hände bekommen von $3.50 bis $6.00 den Tag. Auch die Sägemühlen sind kurz an Arbeiter. Meinen Jakob hatte man gestern schon auf einem Spazierwege angehalten und zur Arbeit in der Mühle genötigt. Auch gilt desselbe für die Arbeiten in der Stadt, wo Wasserwerke und Elektrische-Lichtanstalten angelegt werden. Die Bahnleute garantieren die Arbeit bis in den Winter hinein oder, wenn das Wetter günstig ist, durch den Winter. Gegenwärtig ist es so, wie oben gesagt, ob es so auch bleiben wird, dafür möchte man mich nicht verantwortlich halten. Aber wer gleich herkommt, wird es so finden. Hier sind auch billig Häuser zu renten, man kann hier Häuschen für $3. bis $5. den Monat bekommen. Heizung darf kein Geld kosten, wer die Art zu schwingen versteht. Sollte man ferner Auskunft wünschen, so schreibe man mir und ich werde stets zu Diensten sein. Wer der billigen Fahrt wegen schreiben will, der tut besser nach Winnipeg zu schreiben, weil ich oft auf Reisen bin und nicht prompt antworten kann. Zudem nimmt es auch etwas länger von hier Antwort zu erhalten, weil wir nur drei Züge die Woche haben. Meine Office ist hier in dem Grand Trunk Gebäude, wo man mich oder meinen Gehilfen stets finden kann, und geben wir jedem gerne Aufschluß so weit es uns möglich ist.

P. P. Kröker.

Manitoba.

Glencroß' Manitoba, Canada, den 5. September 1916. Die Zeit eilt und wir mit ihr, und so sehen wir, wie das Zeitenrad sich beständig fortbewegt. Neue Dinge tauchen vor uns auf und verschwinden dann wieder, um in die Vergangenheit zu sinken. So wird auch wohl auf einmal das Kommen unseres Heilandes da sein. Möchte Gott uns geben, bereit zu sein, um ihm in Frieden begegnen zu können; denn hier in dieser Welt hat's mit dem Frieden wohl ein Ende. Statt daß der gehoffte Friede kommt, gehen immer mehr Mächte in den Krieg und mancher frägt mit Bangen: „Herr, wie lange noch?"

Kürzlich hatten wir lieben Besuch von Saskatchewan, indem uns Geschw. Isaak Klassens von Queen Centre besuchten. Da durften wir uns manches mitteilen aus unsern Erfahrungen im christlichen Leben sowie auch zeitlichen. Und da sie Nachbarn meiner Eltern sind, so haben wir sie denn natürlich auch auf's Korn genommen.

Ach wann wird kommen jene Zeit,
Wo wir der schnöden Eitelkeit
von Herzen gute Nacht sagen werden, wo wir uns dann versammeln werden können, um auf ewig beieinander zu sein. Es ist immer so köstlich, und schon fühle ich mich halb entrückt zu sein, wenn ich singen darf mit jenem Dichter:

Dort über jenem Sternenmeer,
Dort ist ein schönes Land.
Mit seinen Bergen hoch und hehr
Dem Glauben wohl bekannt.
Da glänzet schöner Blüten Pracht
In ew'ger Herrlichkeit.
Da winkt dem Müden in der Nacht
Die Ruhe nach dem Streit.

Vor etlichen Wochen wurde Frau Johann Dyck im Norden von Winkler begraben. Sie hinterläßt fünf Kinder mit dem trauernden Gatten. Ja, wenn man dann sieht, wie solche Nachbleibenden um den Sarg stehen, o dann bricht einem fast das Herz und ganz besonders dann, wenn das Liebste und Teuerste aus der Familie durch den Tod genommen wird. Ja, der Tod frägt nicht: Bist du fertig? Nein mit seinen kalten Händen nimmt er dich und legt dich ins Grab. O wohl uns, wenn wir bereit sind, denn nach dem Tode gibt's keine Errettung mehr, sondern ein schrecklich Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird.

Frau Dyck war die Kousine meiner Frau, eine Tochter des Onkel Heinrich Penner, der bei Kronsgart wohnt. Ihr Leiden war wohl Leberleiden, dem sich die Wassersucht zugesellte. Hier in unserm Distrikt wurde Jakob Neufelds jüngstes Töchterchen Minna zu Grabe getragen. Letzte Woche hatten wir hier einen kleinen Orkan, der recht arg gewütet hat, indem große Eichenbäume umbrachen wie nichts und andere mit Wurzeln zusammen ausgerissen wurden. Die Luft war schwarz, so daß die Nachbarn nicht zu sehen waren. Mehrere Fuder Garben bei der Maschine wurden gänzlich entladen, dann die Wagengerüste in Stücke gebrochen, und noch vieles mehr. Ganze Heuhaufen wurden verweht. Da sieht man die Kräfte der Natur, wenn Gott es zuläßt. Der Psalmist sagt auch: Wie so gar nichts sind doch alle Menschen u. s. w. Es sind Zeichen der Zeit, wie jener Dichter sagt: Stürme und Wetter, tragt's völlig noch rund: Jesus kommt bald noch einmal.

Auch wurde hier ein Mädchen, namens Katharina Zacharias (wenn ich recht bin), Schönwiese, diesen Sommer furchtbar zu Schanden gefahren. Es war nämlich nicht ganz so angespannt, wie es wohl sollte, folgedessen liefen die Pferde durch, und sie fiel vom Wagen. Der Wagen ging über ihren

Körper, und beide Beine waren oben aus dem Gelenk. Der Rücken war total gebrochen, die Brust ganz zerdrückt. O es muß schrecklich gewesen sein. Ob es jetzt schon besser ist, kann ich nicht sagen. Mir ist es so, es gibt einen Krüppel für Lebenszeit. Doch es ist ja möglich, daß sie in Ordnung wird. Ja, so sehen wir:

Mittenwir im Leben sind
Von dem Tod umgeben.

Jakob Lemky hier in 1 — 6 fuhr letzten Sommer auch so unglücklich, daß er und seine Frau beinahe tot waren. Und jetzt, im Juli dieses Sommers ist er abgebrannt. „Ja, so ist es" sagte er zu mir. „Was wird der nächste Juli bringen?" Ich sagte zu ihm: „Solches tut Gott, uns einmal auf andere Gedanken zu bringen, und zwar zu zwei und drei Malen."

„Ja," sagte er, „dann denkt man doch einmal ein wenig an Andere; sonst vergißt man ja auch alles."

Jede Züchtigung, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein. Hernach aber wird sie wirken friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind. Auf einer andern Stelle lesen wir: „Seid ihr aber ohne Züchtigung, so seid ihr Bastarde und nicht Kinder. Welchen der Herr lieb hat den züchtiget er.

Wir wollen dankbar sein, liebe Leser, daß Gott uns von Zeit zu Zeit noch mahnt durch seine Handlungen mit uns, sonst vergessen wir unsere Pflicht im täglichen Leben für die Ewigkeit.

Etliche Schulen sind schon wieder imGange, und Schreiber dieses fängt mitte September ebenfalls an. Nur schaut man mit Bangen in die Zukunft, da man uns das Deutsche mit der Zeit aus den Schulen herausnimmt. Warum könnten wir nicht tüchtige Privatschulen haben, wo man beides tüchtig unterrichten könnte? Habe ich recht, wenn ich sage, daß der Dollar bei vielen zu schade ist, um dieses mehr ins Werk zu setzen? Wenn so, dann laßt uns daran denken, daß eine Zeit kommt, wo das Gold und Silber auf die Gassen geworfen werden wird. Warum dann nicht es anwenden für edle und gute Zwecke? Es ist zu traurig, wenn das Edle, das Geheiligte, die schöne Muttersprache zu Grabe getragen werden sollte. Wenn wir sehen, wie die Franzosen für diese Sache kämpfen, warum sollten wir nicht, da unsere Kinder den englischen selbst nicht nachstehen? Doch ich allein kann's ja nicht; aber ich bin für guten deutschen Unterricht.

Noch einen Gruß an alle Leser, womit ich mich als Freund und Leser unterzeichne,

A. L. Töws.

Ein schrecklicher Traum.

(Viele alte Molotschnaer-Mennoniten mögen den Mann noch persönlich kennen, dem dieser Traum geträumt hat.)

Anno 1831 den 16. Februar des Abends ging ich nach Mariental zu F. O. auf Besuch, mit dem ich verwandt war. Nachdem wir uns etwa drei Stunden unterhalten hatten, und ich wieder heim gehen wollte, nahm ich meine Pfeife heraus um sie zu meiner Retourreise anzuzünden. Da sprach O. zu mir:

„Ich sollte dir wohl eine Pfeife Tabak geben, da ich aber nicht rauche, so schaffe ich mir auch keinen an."

Ich fragte ihn darauf, ob er nie geraucht habe, und er gab mir zur Antwort: „Als ich noch in Preußen in meiner Einsamkeit war, habe ich auch geraucht, jetzt aber nicht mehr."

Auf meine weitere Frage, warum er aufgehört habe, ob es ihm nicht geschmeckt oder ob er der Prediger wegen nachgelassen habe, die es, als er nach Rußland kam, nicht gerne sahen, wenn jemand rauchte, antwortete, er, daß er schon vorher aufgehört. Als ich nun in ihn drang, mir zu sagen, warum er das Rauchen aufgegeben, sagte er, daß er im Jahre 1818 am 16. November in der Nacht einen schrecklichen Traum gehabt. Er träumte, daß er sehr krank gewesen und gestorben sei. Er sahe sich im Bette am Kopfende sitzend, und es war ihm, als hätte er seinen Leib durch den Mund verlassen.

„Es kam mir vor," fuhr er fort, „daß ich bei meinem Körper nicht länger bleiben könnte. Ich stand auf und ging hinaus auf den Hof, wo ich mehr mir ähnliche Seelen sah, und eilte auf sie zu. Ich bemerkte, daß Bekannte unter ihnen waren, und sahe noch immer mehr kommen. Es wußte noch keiner, wo wir hin kommen sollten. Also eilten wir alle vergnügt fort, bis wir von weitem eine große Anzahl Seelen auf einem ebenen Platz sahen.

Ich konnte sie von weitem alle sehen, weil ich besser sehen konnte als in meinem Leben, denn die Seelen waren alle durchsichtig, so eilten wir darauf zu. Als ich hin kam, zu den Seelen, fand ich viele Bekannte und sahe meinen Bruder und Vetter darunter stehen. Da freute ich mich sehr. Ich sahe, daß viele von ihnen vergnügt waren und noch immer mehr neue hinzu kamen.

Endlich kamen keine mehr. Und nach einer kleinen Weile kam Einer, der einen Tisch und Stuhl trug. Er setzte den Tisch und Stuhl mitten unter uns und teilte uns auseinander, zur Rechten und zur Linken. Ich habe mich aber selbst zur rechten Hand gestellt neben meinen Bruder, der zur Rechten gewiesen worden war, während mein Vetter zur Linken kam.

Als wir nun ganz auseinander getan waren, kam mit großem Brausen und Gesang der Engel eine große Schar Heiliger, worunter auch der Herr Jesus war, der unter seinem Arm ein großes Buch trug, und sein Gesicht war bedeckt. Er, der Richter, der das Buch trug, legte es auf den Tisch und setzte sich auf den Stuhl. Er machte das Buch auf und las darin und hob an, Adams und seiner Nachkommen Leben aufzudecken, was ein jeder in seinem Leben getrieben hatten, Gutes oder Böses.

Da dachtet ich bei mir selbst: Es wird noch lange dauern, ehe die Reihe an dich kommen wird. Aber es hat nicht lange gedauert, so hörte ich, daß es schon an meinem Großvater war. Ei, dachte ich, es ist gleich an dir. Als die Reihe an mich kam, hob der Herr sein Angesicht auf und fragte, was ich zur rechten Hand täte, ich gehörte dort nicht hin, ich sollte zur Linken treten. Betrübt trat ich auf des Herrn Geheiß zur Linken. Ueber die Worte aber, die ich vom Herrn vernahm, fiel ich in große Angst; ich zitterte und bebte. Meine Angst war so groß, daß ich sie nicht schildern kann.

Als das Urteil gesprochen war, nahm der Herr wieder das Buch unter seinen Arm und ging, und die ganze heilige Schar der auserwählten Seelen ging mit ihm mit solch einem schönen Gesang und lieblichen Klang, wie ich ihn niemals auf Erden gehört habe. Unbeschreiblich schön war der Anblick der auserwählten Seelen.

Wir mußten aber zurückbleiben und haben ihnen betrübt und mit großer Höllenangst nachgesehen, bis sie endlich unsern Augen entschwanden. Wir konnten auf diesem Gerichtsplatz nicht stehen bleiben, wußten jedoch nicht, wohin wir uns wenden sollten, um an unsere Ruhestätte zu gelangen. Endlich fingen wir an zu gehen, aber einen andern Weg als die Gerechten gingen. Betrübt und in Angst gingen wir eine Weile fort. Wir kamen dann an einen finstern Gang, in den wir hinein mußten. Der Gang war mit Rauch und Dampf erfüllt. Und als wir eine ziemliche Strecke darin waren, wurde der Rauch immer stärker und es begann nach Schwefel zu riechen. Dieser Geruch hat uns übel gefallen, wir mußten aber immer weiter, und kamen endlich an eine Tür, an die wir anklopften. Auf die

Fortsetzung auf Seite 11.

Die Mennonitische
Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

G. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

20. September 1916.

Editorielles.

— Zu Anfang des Königreichs Salomo heißt es: „Salomo aber hatte den Herrn lieb und wandelte nach den Sitten seines Vaters David" (merke!), außer daß er auf den Höhen opferte und räucherte."

— Wenn jemand erst einen Anlauf zum Guten gemacht hat, dann aber davon abläßt und es mit ihm ein böses Ende nimmt, hört man oft sagen, daß bei ihm im Anfange etwas nicht recht gewesen sein muß, sonst, so glaubt man, würde er im Guten fortgefahren haben.

— Salomo war fromm und gottesfürchtig, und Gott war mit ihm und gab ihm Weisheit und Verstand, recht zu regieren und das Gute vom Bösen zu unterscheiden, und doch war sein Ende nicht so, wie das Ende seines Vaters David. Wie wir aus der Schrift erfahren, waren seine vielen ausländischen Weiber hieran schuld, doch aus dem Ganzen erkennen wir leicht, daß, obgleich seine Frömmigkeit echt war, er doch nicht alles mied, was er hätte meiden sollen. Ob das auf den Höhen Opfern nicht schon etwas Aehnlichkeit mit Götzendienst gehabt haben mag, nachdem der Herr sich durch ihn eine Stätte der Anbetung und Wohnung erwählet und errichtet hatte?

— „Aber Salomo liebte viele ausländische Weiber, die Tochter Pharao's" u.s.w. „Und da er nun alt war, neigten seine Weiber sein Herz fremden Göttern nach, daß sein Herz nicht ganz war mit dem Herrn, seinem Gott, wie das Herz seines Vaters David." — „Und Salomo tat, das dem Herrn übel gefiehl". — So endet der Bericht von Salomo's erfolgreichem Leben, weil es auf einer Stelle von ihm heißen mußte: „Aber!" Man kann viel Gutes tun, viel für den Herrn wirken und seinem Nächsten dienen in einer Weise, daß die Welt anfängt davon zu sprechen, wenn jedoch ein Aber! in unseren Lebensbericht gesetzt werden muß, wer kann da für ein gutes Ende bürgen!

— Im „Der Herold" heißt es: „Wenn ein Arzt von einem operierten reichen Manne zehnmal mehr, als von andern Sterblichen verlangt und diese Handlung dann damit begründet, daß er — er, der Arzt nämlich — so viele Andere umsonst behandeln muß, wer ist dann der Wohltäter, ist es der Arzt oder ist es der reiche Mann? Macht der Geschäftsmann es nicht auch so? oder der Zeitungsmann auch? Was ist der Unterschied?" — Für den Armen, der umsonst behandelt wird, mag der Arzt als Wohltäter erscheinen, aber der gerupfte Reiche wird ihn sicher nicht dafür halten, und vor Gott gilt nur die Wohltat etwas, die den Gebenden etwas kostet. Der Geschäftsmann muß sein Geschäft so leiten, daß es fortbestehen kann, auch wenn es durch Nichtzahler leidet, sollte es aber so schlimm werden, daß er die obige Methode anwenden müßte, dann hätte er doch besser, sein Geschäft zu schließen, aber auf den Namen „Wohltäter" würde er wohl nicht Anspruch machen. Aber es ist nun einmal so, daß Aerzte, die Arme umsonst behandeln, als Wohltäter angesehen werden, wenngleich sie sich diese Wohltätigkeit von ihren reichen Patienten reichlich bezahlen lassen. Sogar der Editor einer Zeitschrift erntet manchmal Dank für Liebesgaben, die er doch nur befördert hat, die aber von Andern, vielleicht selbst nicht reichen Leuten, ihm übergeben wurden. Die Geber verschweigen vielleicht ihren Namen, um nach dem Gebot ihres Meisters zu handeln, nach welchem das Wohltun im Stillen getan werden soll; aber der Empfänger der Gabe fühlt sich doch zu Dank verpflichtet und sieht dann auf den, durch den die Gabe ihm gereicht worden ist und meint in ihm den Wohltäter zu haben. Wenn dieser dann glaubt, auch von Gott dafür angesehen zu werden, so irrt er sich natürlich sehr bedeutend.

— Abr. A. Harder, Rosenfeld, Manitoba, schickte einen Dollar für seine Rundschau und berichtet: „Ich bin, Gott sei Dank, mit meinen vier Kindern gesund und wünsche einem jeden dasselbe. Auch sonst geht es mir gut, nur daß der liebe Gott mir vor einem Jahr meine liebe Frau genommen hat, das kann ich noch immer nicht gewohnt werden. Sie fehlt mir alle Tage. Sie war meine Stütze und mein Auge in dieser Welt. Viele sagen: Es ist besser allein zu sein; ich denke, der liebe Gott weiß es besser, er sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei."

— Daß Br. F. S. Görzen von Arizona nach Kansas gekommen sei, sich von einer Krankheit heilen zu lassen, wurde schon früher berichtet. Heute schreibt er: „Ich will Euch ganz kurz berichten, daß es mir schon viel besser geht und daß ich allen Grund habe zu glauben, daß ich werde gesund und stark, leiblich und geistig, zu den Meinen zurück kehren, auch ohne Operation. Dem Herrn die Ehre! Ja, wir müssen es wieder auf's neue erfahren: Der Herr erhört Gebet. — Meine Lieben von daheim schreiben, daß es ihnen gut geht und ich ihretwegen nicht sorgen soll, damit ich schnell gesund werde und heim kehren möge. Gesund sind sie, und die zweite Ernte in diesem Jahr, daß Corn, sei acht bis zehn Fuß hoch und zwei bis vier Aehren an einer Pflanze." Der Brief ist von Gössel geschrieben, wo er im Hospital ist. Wir freuen uns der günstigen Aussicht. Möge seine Hoffnung sich voll und ganz erfüllen!

— Es sah recht dunkel aus, als in den letzten Wochen die Eisenbahnangestellten unsers Landes an den Streik zu geben drohten. Die Lebensmittelpreise, die bereits ansehnlich gestiegen waren, stiegen noch weiter hinauf, weil die besorgten Käufer trachteten, sich für die Zeit des zu erwartenden Streikes einen kleinen Vorrat anzulegen und reichlicher als gewöhnlich kauften, teils weil die Verkäufer die ihnen durch den drohenden Streik gebotene Gelegenheit, ausnützten und künstlich hohe Preise schufen. Aber jetzt ist diese eine Streikgefahr vorüber, und die Bahnangestellten erhalten, was sie forderten, zum größten Teile gewährt. So sollten ja denn nun auch die Preise heruntergehen, wenn wirklich der drohende Streik die einzige Ursache derselben gewesen wäre, doch damit wird es wohl nicht so eilig gehen. Wir sind aber doch dankbar, daß zwischen den Angestellten und der Bahnverwaltung eine Einigkeit zustande gekommen ist, denn wenn es zum Streik gekommen wäre, dürfte es viel Elend und Jammer gegeben haben.

— Rumänien hat sich zu den Alliirten geschlagen und von Griechenland wird erwartet, daß es seinem Beispiel folgen wird.

Der König Griechenlands hat nach den täglichen Zeitungen abgedankt und die Regierung sammelt ihre Truppen, die kurz vorher auf Veranlassung der Alliirten nachhause geschickt wurden, weil sie damals besorgten, man könne dieselben gegen sie selbst ins Feld führen. Die Oesterreicher haben bisher noch wenig gegen die Rumänen ausgerichtet, doch die Deutschen und Bulgaren sind schon eine Strecke in Rumänien eingedrungen und haben einige Festungen erobert und Beute und Gefangene gemacht. Ob sie sich direkt nach der Hauptstadt Bukarest wenden werden, ist noch unbekannt. An den andern Fronten ist wenig neues geschehen. Aber so sehr auf allen Seiten die Last des Krieges empfunden wird, Aussicht auf Frieden ist noch nicht.

— In einem Blatte aus dem Jahre 1910 heißt es unterm 14. April aus Wien: „Eine vom Minister für Kultus und Unterricht, Grafen Stürgkh, soeben erlassene Ordre wirft ein grelles Licht auf die Intelligenz gewisser Bevölkerungsschichten. Der Minister hat es für nötig befunden, die Behörden Dalmatiens, Krains und des Küstenlandes anzuweisen, einem unter den dortigen Bauern herrschenden verhängnisvollen Aberglauben mit aller Energie entgegenzuwirken. Die Bauern haben sich die Furcht einreden lassen, daß das Erscheinen des Halley'schen Kometen den nahe bevorstehenden Untergang der Welt bedeutet. Eine förmliche Panik ist unter ihnen entstanden. Sie verschleuderten ihr Vermögen, das sie in harter Lebensarbeit zusammengescharrt, und rechnen mit dem irdischen Dasein bereits vollständig ab." Zeichen am Himmel können die Leute schrecken und sie gefangen halten in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, aber von wahrer Buße und Bekehrung hört man in solcher Zeit, wo diese erscheinen, nicht viel, und was noch als solche bekannt wird, stellt sich später zum Teil als „zu leicht" heraus. Auch dieser Krieg mit seinen Schrecknissen, scheint nicht zu halten, was er anfangs versprach: Alles zieht zu den Kirchen und Bethäusern, was früher längst nicht mehr sich um Gebet und Gottesdienst gekümmert hatte, berichtete man von Deutschland. Viele mögen auch wirklich umgekehrt und dabei geblieben sein, aber die Mehrheit hat wohl bereits wieder Geschmack an den Dingen und Vergnügungen dieser Welt gefunden, denn um die Zuversicht der Deutschen auf den endlichen Sieg über ihre Gegner zu beweisen, wird von zahlreichem Besuch in den Theatern und auf Vergnügungsplätzen berichtet.

— Der alte Br. Peter Fast, Reedley, California, und langjährige Korrespondent der Rundschau macht im „Vorwärts" eine lange Liste von Personen bekannt, die ein hohes Alter erreicht haben, unter denen sich auch sein Name befindet mit Angabe des Alters auf 85 Jahre. Er führt auch die bekannte Schriftstelle an: „Wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre." — Ja, die Güte Gottes erweist sich auch darin, daß er langes Leben schenkt, selbst über die in seinem Worte festgesetzte Grenze hinaus.

— In einem unserer Wechselblätter heißt es: „Man sagt: „Die Politik macht seltsame Bettgenossen". — Seltsamere hat man noch nie beisammen gesehen, als England, Frankreich, Rußland und Japan, Italien und zuguterletzt Rumänien. Druck aber bewirkt Gegendruck, und je mehr England diese an seinen Machtwagen spannt, desto inniger werden sich die Zentralvölker, als Herzvölker Europas zusammenschließen und es zu ihrem stolzen Bekenntnis machen: Wollt ihr nicht mit uns im Tempel der Wahrheit und Gerechtigkeit beten, dann mag Gott bei uns allein wohnen, und soll er unser Gott sein und wir sein Volk. Dann bleiben wir allein die letzten und einzigen Träger christlicher Kultur!" — Gott spricht von sich: „Denn also spricht der Hohe und Erhabene, der ewiglich wohnet, deß Name heilig ist; der ich in der Höhe und im Heiligtum wohne, und bei denen, so zerschlagenen und demütigen Geistes sind, auf daß ich erquicke den Geist der Gedemütigten, und das Herz der Zerschlagenen."

Abschrift.

Hülfsaktion für Deutsche und Oesterr.-Ungar. Gefangene in Sibirien.

Tientsin, den 30. Juni 1916.

Durch die Kriegsgefangenenfürsorge in New York ging uns Ihre Spende in Höhe von G $4500. zu, für die wir Ihnen verbindlichst danken. Wir bitten Sie, die Versicherung entgegenzunehmen, daß uns die reichen Spenden unserer Freunde in Amerika eine wirklich durchgreifende Fürsorgetätigkeit im Interesse der armen Gefangenen ermöglichen werden. Es ist zurzeit unser Hauptbestreben, für den kommenden Winter, den die Gefangenen wohl noch in Sibirien verbringen müssen, Vorkehrungen zu treffen, die eine Nahrungsmittelzufuhr in großem Maßstab und eine noch größere Unterstützungstätigkeit mit Barmitteln ermöglicht. Wir müssen zur Durchführung unserer Absichten auf die Hilfsbereitschaft unserer Freunde in Amerika rechnen, und wir bitten daher, uns nach Möglichkeit zu helfen, um das Los der Gefangenen, deren Gesundheitszustand ständig schlechter wird, zu erleichtern.

Ergebenst

Hülfsaktion für Deutsche und Oesterr.-Ungar. Gefangene in Sibirien

Arnow m. p. Schriftführer.

An das
K. & K. Oesterreich-Ungarische Konsulat, zu Händen des Herrn Konsul Hauser,
Hochwohlgeboren,
Pittsburgh.

Durch die Kriegsgefangenenfürsorge, New York.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Johann Voth, Enid, schreibt am 8. September: „L. Editor! Ich will Dir hiermit berichten, daß ich meinen Wohnsitz geändert habe und meine Adresse nun nicht mehr Enid, Oklahoma, ist, sondern Elbing, Kansas. Bitte also von jetzt an die Rundschau nach dieser Adresse zu schicken. Gruß an alle Leser."

Isaak M. Günther, Saskatchewan, schreibt: „Werter Editor! Hiermit lasse ich meine Adreßveränderung wissen. Vorher war die Adresse: P. O. Hague, Box 31 Rieferthal; jetzt ist sie: P. O. Hague, Neuanlage, Saskatchewan. Nun noch einen herzlichen Gruß an Dich und alle Leser der Rundschau. Euer Mitpilger nach Zion."

Fortsetzung von Seite 9.

Frage, ob Vater Abraham für uns alle keinen Raum mehr hätte, antworteten wir mit Nein. Nun, dann sollten wir hineinkommen, ertönte eine Stimme, hier wäre noch Raum genug. Dann öffnete uns jemand die Tür. Als wir nun alle drinnen waren, nötigte man uns zum Niedersetzen, weil wir wohl müde sein würden von unserer Reise.

Leere Bänke waren genug. Wir setzten uns nieder. Ich und mein Vetter waren dicht beieinander. Als wir so dasaßen, sah ich mich in dem Raume um. Es war ein großer Raum, den ich nicht absehen konnte. Ich sahe eine lange reihe kupferner Kessel, unter denen ein blaues Feuer brannte. Weiterhin sahe ich einen großen Ofen, unter welchem auch ein großes Feuer brannte, wie ich solches niemals auf der Welt gesehen habe. Neugierig stand ich auf und sahe in einen Kessel hinein. So kam ich wieder in meine vorige Angst, als ich sahe, daß lauter

Seelen darin waren, die entsetzlich stöhnten und klagten.

Ich ging schaudernd zurück auf meinen Platz. Da kam der Teufel zu uns mit einer Pfeife in der Hand, die er meinem Vetter reichte und sprach: „Nimm hin die Pfeife, du hast in deinem Leben gerne geraucht, hier kannst du es auch tun. Mein Vetter mußte die Pfeife nehmen und rauchen. Ich dachte, es sei gerade eine solche Pfeife, wie er sich auf dem letzten Jahrmarkte eine kaufte, und wunderte mich, wie sie wohl an diesem Ort gekommen sei. Die Pfeife wurde plötzlich so rot, wie ein glühende Stange Eisen, und der Kopf und das Gesicht schwollen ihm auf, und das Feuer ging ihm allerwärts durch den Kopf. Dann sagte der Teufel zu uns, daß für uns auch bald Kessel aufgestellt werden würden, in die wir hinein sollten. Der Feind ging dann von uns weg zu den Kesseln und rührte die Seelen um und hob sie auf und nieder. Da kam eine noch größere Angst über mich und ich dachte, man werde mir auch eine Pfeife bringen, weil ich sie auch in meinem Leben liebte, und ich wurde von einer schrecklichen Angst befallen. In meiner großen Angst sahe ich nach der Tür und bemerkte, daß sie nicht ganz zu wär. Als der Feind wieder von uns ging, nahm ich die Gelegenheit wahr, stand geschwind auf, ging zur Tür hinaus und kam durch den finstern Gang wieder zum Gerichtsplatz, wo ich niemand mehr fand. Ich lief nun weiter und kam endlich zuhause bei meinem Bett an und sahe, daß mein Körper noch dort lag. Ich hob die Decke auf und fuhr wieder in meinen Leib. Damit erwachte und bemerkte, daß das Ganze nur ein Traum sei, aber ein schrecklicher Traum, der mich ganz matt und müde und voller Angst machte. Ich fiel auf meine Knie und betete ernstlich zum Herrn, er solle mir armen Sünder doch alles vergeben.

Als ich gebetet, schlief ich wieder ein und träumte abermals dasselbe. Wieder in großer Angst aufgewacht, betete ich wieder zu Gott um Sündenvergebung. Zum drittenmal schlief ich ein und träumte genau dasselbe. Als ich wieder erwachte, sahe ich, daß es schon ganz Tag war. Da war ich sehr froh, daß ich aufstehen konnte, aber im Geist war ich betrübt über diesen schrecklichen Traum. Eine lange Zeit dachte ich viel darüber nach, und ich werde den Traum nicht vergessen.

Darum habe ich das Rauchen aufgehört, und, weil es nicht in Jesu Reich gehört.

(Eingesandt von Joh. J. Kröker, Hebburn.)

Blutungen zum Einhalt zu bringen.

Wenn man nach dem Ausziehen eines Zahnes Salzwasser im Mund hält, wird die Blutung bald aufhören.

Saloniki.

Saloniki, das alte Thessalonich, trägt seinen Namen von der Schwester Alexanders des Großen, Thessalonike. Diese wichtigste mazedonische Hafenstadt wurde 315 v. Chr. gegründet. Seit dem Jahre 148 v. Chr. gehörte sie zum römischen Reich. Sie lag in der berühmten römischen Hauptstraße der via Egnatia, die von Dyrrhachium (Dem heutigen Durazzo) nach Byzanz führte. Auf ihr kam Paulus von Philippi aus mit Silas und verkündigte zunächst in der dortigen Synagoge das Evangelium. (Apstg. 17.) Die erste Gemeinde bestand aus Juden und Proselyten, auch zahlreiche Frauen der ersten Stände gehörten zu ihr. (Apstg. 17, 4.) Nur drei Wochen hatten genügt, den Grund zu legen. Ein Aufstand der Juden hatte die Vertreibung der Missionare zur Folge. Aber Timotheus blieb und besuchte sie später und überbrachte die Briefe des Apostels, die uns noch heute ein köstliches Bild jener Gemeinde vor Augen stellen, von wo aus das Evangelium in ganz Mazedonien verbreitet wurde. (1. Thess. 1, 8.) Die Gemeinde von Thessalonich hatte lange Zeit große Bedeutung. In den Zeiten der Verfolgung hat auch hier mancher Märtyrer sein Bekenntnis mit seinem Blute besiegelt. Die Verfolgungen scheinen sich in Thessalonich wiederholt zu haben. Der Kaiser Antonius Pius sah sich genötigt, einen Befehl an die Stadt zu erlassen, keine Tumulte gegen die Christen zu dulden. Aber die Bürgerschaft war und blieb zu Unruhen geneigt. Als sie sich unter Theodosius (379—395) gegen die römischen Soldaten empörten, ließ der Kaiser 700 Bürger hinrichten. Der Bischof Ambrosius von Mailand veranlaßte aber den Kaiser, dafür öffentliche Kirchenbuße zu tun.

Als die slawischen Völker die Balkanhalbinsel überfluteten, hatte auch Thessalonich viel zu leiden. Im Jahre 904 wurde die Stadt durch die Sarazenen geplündert, 1185 eroberten sie die Normannen. Etwa 20 Jahre später fiel die Stadt in die Hand der Lateiner, und 1230 waren die Bulgaren die Herren von ganz Mazedonien geworden. Die Eroberung durch die Türken versuchte die Stadt dadurch abzuwenden, daß sie sich unter die Herrschaft der mächtigen Republik Venedig stellte. Am 29. März 1430 fiel die Stadt in die Hände der Türken.

Die christlichen Kirchen wurden, wie in anderen Städten, in Moscheen verwandelt, so die angeblich noch von Konstantin erbaute St. Georgskirche, ein Rundbau, und die Hagia Sophia, unter Justinian nach dem Muster der berühmten Hagia Sophia in Konstantinopel erbaut. Erst später (1493) ist auch die Demetriuskirche, die über dem Grabe des heiligen Demetrius erbaut worden war, in eine Moschee verwandelt worden. Als die Juden, die in Spanien von alten Zeiten her sehr zahlreich gewesen waren, von dort vertrieben wurden und auch in anderen Ländern hart verfolgt wurden, fanden sie auf dem Balkan unter der Herrschaft der Türken eine Zufluchtsstätte. In allen großen Handelsstädten und Hafenstädten ließen sie sich nieder. In Konstantinopel besaßen sie bald 24 Synagogen, die bis 1560 sogar auf 44 vermehrt worden waren. Vor allem wurde Thessalonich oder Saloniki — wie die Türken diese Stadt nennen — eine fast jüdische Stadt, in der die Juden die übrigen Einwohner an Zahl bei weitem übertreffen. So ist es bis heute geblieben. Neben etwa 30 Moscheen und 12 Kirchen bestehen über 30 Synagogen.

Man nennt die spanischen Juden, die ihre spanische Sprache beibehalten haben, die Sephardim im Unterschied von den deutschen Juden, den Askenasim. Die sephardischen Juden bekleideten bald nach ihrer Einwanderung in allen mohammedanischen Höfen hohe Staats- und Ehrenämter. Sie waren vielfach die Vermittler zwischen den mohammedanischen Herrschern und den europäischen Fürstenhöfen.

In Saloniki wurde eifrig der Talmud studiert. Hier stand die Arzneikunst in hoher Blüte. Auch die Astrologie und die Geheimlehre der Kabbala fanden hier zahlreiche Verehrer. Aber auch die Hoffnung auf den kommenden Messias lebte von Zeit zu Zeit in besonderer Weise wieder auf.

In dem heutigen Saloniki, dessen Einwohnerzahl etwa 120,000 betragen mag, sollen über 80,000 Juden wohnen. Daneben gibt es noch mohammedanische Juden, etwa 20,000, die sogenannten Dönmes oder Mamim, die aber als Abtrünnige nicht nur von den übrigen Juden gemieden werden, sondern auch den Türken verdächtig erscheinen, mit denen sie keinerlei Familienverbindungen schließen. Ihre Voreltern traten 1676 zum Islam über nach dem Beispiel eines falschen Messias, des Sabbatai Zewi aus Smyrna, der sein Leben unter Murad der Vierte durch seinen Uebertritt zum Islam rettete.

Zur Zeit, als die Täufer Italiens in Venedig, Verona, Padua und überall, wo man sie aufspürte, heftig verfolgt wurden, hat Saloniki auch eine Zeitlang eine stille Täufergemeinde beherbergt. Es ist merkwürdig, daß damals die „Brüder", wie sie sich nannten, unter türkischem Regiment die Gewissensfreiheit suchten und fanden, die ihnen

in den „christlichen" Ländern nicht gewährt wurde.

In einem Brief vom Jahre 1552 werden die Gläubigen in Padua von Saloniki aus aufgefordert, dorthin zu kommen, wo Freiheit und Arbeit zu finden sei. Noch ein anderer Brief (aus dem Jahre 1563) gibt uns Kunde von dieser Täufergemeinde in Saloniki. Darin bittet eine Mutter, Katharina de Portiz deren Tochter Paula gestorben ist, ihren Schwiegersohn in Padua namens Bartolomeo, sie doch abzuholen. Die Tochter sei dort neben dem Vater beerdigt worden.

Leider fehlen uns nähere Nachrichten über die Schicksale dieser und ähnlicher Gemeinden unter türkischer Herrschaft. Die Geschichte der Täufer in Italien ist aber eine Geschichte von Blut und Tränen. In neuster Zeit ist in Saloniki selbst und von dort aus immer wieder von einzelnen treuen und eifrigen Christen gearbeitet worden.

Kürzlich starb in Patras der Br. Antoniades, der über 40 Jahre lang in Mazedonien und Griechenland das Evangelium verkündigte. Sein Schwiegersohn Zafivopoulas setzt die Arbeit fort. Zwei Monatsblätter: „Leben und Freiheit" und „Forscht in der Schrift" haben schon viel Segen verbreitet. Leider hat der gegenwärtige Krieg auch diese Arbeit sehr gehindert.

Die Gläubigen in Saloniki, Athen, Patras, Hiannitha, Serres, Cavallo, auf Kreta und an vielen anderen Orten müssen gegenwärtig wieder durch schwere Glaubensproben hindurch. Aber Gott ist treu, der auch sie berufen hat in die Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi, unseres Herrn. Er wird auch sie befestigen bis ans Ende und seine schützenden Hände über seine Kinder in Griechenland u. Mazedonien halten.

(Wahrheitszeuge.)

Maxim Gorki über Rußland.

(Rußlands berühmtester lebender Author hat den folgenden Artikel über den gegenwärtigen Zustand seines Landes geschrieben. Der russische Censor ließ den Artikel überraschenderweise passiren.)

Petrograd, 1. August. Seit dem Tage, an dem wir des Vodka beraubt wurden, begannen wir, uns an Worten zu berauschen.

Die Vorliebe für laute, gutklingende Worte ist immer für die Russen charakteristisch gewesen, aber der Mißbrauch von Worten hat sich über Rußland nie in einem so breiten Strome ergossen, wie er sich seit dem Beginn des Krieges verbreitet hat.

Prahlen mit Rußlands Macht, mit der „Uneigennützigkeit der russischen Seele" und anderen uns allein eigenen Vorzügen — Dieses Prahlen in Reimen und in Prosa war betäubend, wie das Läuten der Moskauer Glocken.

Und, wie dies immer zu Zeiten einer Katastrophe der Fall ist, schreien die Schurken am lautesten.

Jetzt ist es, ohne den Schatten eines Zweifels, klar geworden, daß wir in dem Welt-Unglück, das für Rußland am tragischesten ist, als Bürger das geringste Maß von Gefühl und Tugend bewiesen haben und noch beweisen.

Ich denke, es ist nicht nöthig, Beweise für unsern gesellschaftlichen Verfall und unserer Fäulniß zu unterbreiten — diese Beweise liegen offen vor unseren eigenen Augen.

Raub herrscht überall in Rußland, die schamloseste Dieberei, Schwelgerei, wilde Orgien — Jedermann sind diese Ausschweifungen bekannt.

Infolge des Gewinnens von enormen Geldsummen ohne schwere Arbeit ohne Sorge, sind die Trinkbuden und Theater bis zur Ueberfüllung vollgepfropft.

Eine leidenschaftliche Sucht nach Luxusartikeln hat sich entwickelt.

Die Juweliere machen glänzende Geschäfte. Es gibt Leute, welche, in dem Drang, sich und andere zu trösten, sagen, daß solche Orgien auch unter unseren Feinden und unseren Verbündeten im Gange sind.

Natürlich gibt es überall eine Menge von schamlosen Dieben und Blutegeln, die sich durch den Krieg mästen.

Aber ich habe gute Gründe zu wissen, daß für die Bürger des westlichen Europa, selbst für unsere Feinde, das Wort „Vaterland" eine bestimmte Bedeutung hat, welche Russen nicht empfinden können denn sie sind nicht Bürger, nicht Herren ihres Landes, sondern einfach Bewohner, welche in jeder Hinsicht dem Willen Anderer unterworfen sind.

In Rußland stehlen unsere Funktionäre in ausgedehnterem Maße und in schamlosester Weise als in irgend einem anderen Kriegslande.

Vor mehreren Jahren machte das russische Volk einen elementaren, aber mächtigen Versuch, seine Hände zu entfesseln, seinen Mund zu öffnen.

Der Versuch resultirte in einem Fehlschlage, sollte aber nichtsdestoweniger hoch eingeschätzt werden, denn er war der erste Ausdruck des Volkswillens in unserer ganzen Geschichte.

Dann sanken wir wieder in jenen unsauberen Pfuhl zurück, aus dem herauszuarbeiten Rußland sich so schwer und so lange bemüht hatte.

Dieser Sturz, welcher fast alle die demokratischen, intelligenten Elemente mit sich zog, schuf in Rußland ein schmerzliches Drama, dessen Bedeutung nicht richtig eingeschätzt oder nicht verstanden worden ist, das aber die geistige Energie des Landes unterminirt.

Ich, als Bürger meines Landes, habe das absolute Recht, zu reden, was ich glaube. Jedermann ist für die schimpflichen Dinge, die in seinem Heim, in seiner Stadt oder in seinem Lande vorgehen, verantwortlich.

Wir führen ein sehr schlechtes, schauderhaft unreines, unehrliches und kaltes Leben. Es ist für uns nothwendig, unsere Willenskraft zu beweisen, damit wir imstande sein mögen, aufzustehen und als ein geeintes Volk die Arbeit der Selbstvertheidigung gegen die uns am nächsten stehenden Feinde aufzunehmen." —

Unter „die uns am nächsten stehenden Feinde", das ist klar — versteht der Schreiber die russische Beamtenschaft.

Kostbare Schätze.

Ein Blick in die Schatzkammer des türkischen Sultans.

Aus Brüssel schreibt man: „Bekanntlich üben die türkischen Herrscher den Fremden gegenüber, die Konstantinopel besuchten, traditionelle Gastfreundschaft und gestatten ihnen, alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, die in anderen Hauptstädten den Besuchern verborgen bleiben. Trotzdem gab es am Goldenen Horn stets verschiedene Teile der kaiserlichen Schlösser, die Fremden niemals zugänglich waren, es wären denn gekrönte Häupter. Man muß dabei nicht gerade an den Harem denken, der schon aus religiösen Gründen den Blicken fremder Männer verschlossen bleiben muß. Es gibt noch andere Räume der Sultansresidenzen, die bisher nur selten ein anderer Sterblicher betrat, als der mit der Aufsicht betraute Hofbeamte. Dazu gehört vor allem die Schatzkammer des Sultans, die unter der Regierung Abdul Hamids den Zweiten nur einigen wenigen Bevorrechteten offen stand.

Der gegenwärtige Sultan Mohammet der Fünfte hat auch die Schatzkammer den Besuchern erschlossen, freilich nicht allen, sondern nur denjenigen, die von ihren Botschaftern oder Gesandten ein Empfehlungswort an den kaiserlichen Privat sekretär mitbringen. Ein solches Empfehlungswort ist nicht schwer zu erlangen. Man kann also heute ohne viele Schwierigkeiten die kaiserliche Schatzkammer im Serail zu Konstan-

tinopel besichtigen. Sie führt ihren Namen mit Recht, denn sie enthält tatsächlich alle Schätze aus Tausendundeinenacht, nämlich ungezählte Diamanten, Rubine, Smaragden, Türkisen und Topase, Edelsteine isoliert in besonderen Behältern oder in kunstvoller Fassung, zur Verzierung von Dolchen, Degen und Schwertern, juwelenbesetzte Kronen, Vasen aus Gold, Jaspis oder Onyx, Tschibukspitzen kostbarster Arbeit. In der Schatzkammer steht auch der ottomanische Thronhimmel, verziert mit einem Smaragd von ungeheurer Größe, und neben ihm der Thron eines alten Schahs von Persien, Smaragden und Rubinen. Zwischen allen diesen wunderbaren Schaustücken erblickt man eine Reihe phantastischer Gestalten, die Abbilder aller seit Osmans Zeiten verstorbenen Sultane aus Wachs, in den reichen Gewändern und den edelsteinbesetzten Waffen, die sie zu Lebzeiten trugen. In einer kleinen Kammer, die aber außer dem regierenden Sultan niemand betreten darf, kann man durch das Fensterglos hindurch den heiligen Mantel des Propheten, die Schwerter Mohammeds und der ersten Kalifen und den in reines Gold gefaßten Arm Johannes des Täufers erblicken, der einstmals die Muschel mit dem Jordanswasser über das Haupt des Heilands erhob. Schließlich bildet auch der berühmte Sarkophag Alexanders des Großen einen Bestandteil der kaiserlichen Schatzkammer, die man fast als ein Museum wertvollster Altertümer bezeichnen könnte. Ob der große Welteroberer wirklich in dem Sarge ruht, ist von vielen Gelehrten bestritten worden. Daß er aber für ihn angefertigt worden ist, steht fest. Er ist in Alexandrien, wo Alexander der Große seine Ruhestätte fand, von dem Kalifen Omar 1. aufgefunden, zuerst nach Arabien und dann von den türkischen Sultanen nach Konstantinopel gebracht worden.. Die türkischen Herrscher sind nicht wenig stolz, die irdische Hülle des größten Eroberers in ihrer Residenz zu bergen." Ill. St.

Zwei Ansichten.

Um zu zeigen, wie verschjeden die Ansichten über eine Sache sein können, geben wir hier zwei derselben aus zwei deutschen Zeitungen wieder. Die „Ev. Zeitschrift" schreibt:

„In dem New Yorker „Journal of Commerce," welches Blatt vollständig unter britischer Controlle steht, werden schon seit vielen Wochen die Gründe auseinandergesetzt, aus denen (London und Paris zufolge) die Niederringung Deutschlands nur noch eine Frage der Zeit ist und in jedem Falle keinem Zweifel unterliege. „Deutschland wird besiegt," das ist die einzige Devise, welcher sich dies Blatt hingibt. Die allgemeine Offensive, welche nach langer Vorbereitung einsetzte sollte dieses Resultat herbeiführen. So fest war diese Ueberzeugung, daß ein Mitglied des britischen Kabinetts unter stürmischem Jubel im Parlament einen baldigen Einzug der alliierten Heere in Berlin — selbstverständlich die Engländer an der Spitze — in Aussicht stellte. Allmählech aber, als nach dem ersten gewaltigen Ansturm, unter dessen (im Namen der Menschlichkeit von Amerika bezogenem) Eisenhagel die vordersten deutschen Stellungen verschüttet wurden, nur noch „Erfolge nach Metern" zu verzeichnen waren, wurden die gellenden Siegesfanfaren schwächer und schwächer, bis sie schließlich einer anderen Tonart Platz machten. Der Wind hat sich gedreht, aber dieses Wall Street Blatt, refft die Segel von einer anderen Seite und heute läßt es sich vernehmen, wie folgt: „Es ist außerordentlich zweifelhaft, ob Deutschland jemals durch militärische Stärke allein besiegt werden kann, oder doch nur mit so furchtbaren Opfern, daß die öffentliche Meinung in den Ländern der Alliierten sich niemals dazu verstehen würde. Daraus ergiebt sich abermals die Schlußfolgerung, daß nur die Seesperre, den die Deutschen alle Zufuhr an Rohstoffen abschneidet, schließlich die Wendung herbeiführen wird. Nur durch die wirthschaftliche Erschöpfung wird die militärische Erschöpfung Deutschlands möglich, ja unvermeidlich, gemacht werden."

Das klingt nun freilich keineswegs überzeugend und man kann sich ein ungefähres Bild machen von der Stimmung, die in London über die bis jetzt schon gebrachten Opfer herrscht, zumal über die unerhörten Verluste, die der erste Monat der Offensive mit sich gebracht hat. Wenn auch die Mannschaftsverluste streng geheim gehalten werden, so genügt doch für jeden Denkenden die Bekanntmachung der Abgänge an Offizieren — in vier Wochen über 7000 getödtet, verwundet oder gefangen — sich eine Vorstellung von den Gesammtverlusten zu bilden. Unter solchen Umständen an eine Fortsetzung der Offensive zu denken, in demselben riesigen Maßstab wie zu Anfang, wird kein englisches Kabinett wagen, das nicht politischen Selbstmord begehen will; folglich bleibt nur die Hoffnung auf einen schließlichen Erfolg des Aushungerungskrieges noch übrig, und man kann nicht in Abrede stellen, daß ihr eine gewisse Logik der Thatsachen zur Seite steht, indem unzweifelhaft durch die Verschärfung der Seesperre das deutsche Volk sich einer Krisis gegenüber sah. Aber auch die ist glänzend überstanden worden durch die großartigste Bethätigung eines praktischen Staatssozialismus, die in der Welt je dagewesen. Der Staat selbst nahm die Versorgung des Volkes in die Hand; er sorgte dafür, daß auch der Aermste nicht Hunger zu leiden brauchte, daß andererseits der Reiche die kostbaren Vorräthe nicht müßig verprasste, sondern Haus hielt mit seinem Ueberfluß, sodaß dieser die Noth an anderer Stelle decken konnte. Eine reiche Ernte hat vollends dazu beigetragen, die Krise erfolgreich zu bestehen, und heute, unterstützt durch die Lehren und Erfahrung zweier schwerer Jahre, darf die deutsche Regierung ohne jede Ruhmredigkeit verkünden, daß auch die Nahrungsfrage für die nächsten zwei Jahre gelöst worden ist. An dieser Lösung scheitert die letzte Hoffnung der Alliierten."

„Der Türmer" im Presbyterianer schreibt:

„Was ist nun bis jetzt das Resultat des Ringens im Jahre 1916 gewesen? Im großen Ganzen haben in diesem Jahre bis jetzt Deutschland und seine Verbündeten leider den Kürzeren gezogen. Denn

1.) Auf der westlichen Schlachtlinie haben die Alliierten die Eroberung von Verdun, auf die der deutsche Kaiser sein Herz gesetzt hatte zu verhüten gewußt; und als man dann in deutschen Zeitungen las, Frankreich habe sich durch die Verteidigung Verduns weiß geblutet und der Atem sei ihm ausgegangen, hat es mit England vereint an dem Fluß Somme mit so gewaltigen Hieben losgehauen, daß die Deutschen ihre Linien so bedeutend zurückziehen mußten, daß ihnen einige sehr wichtige Verkehrsadern abgeschnitten wurden, und sie sich gezwungen sahen, ihre Offensive gegen Verdun einzustellen.

2.) An der russischen Schlachtlinie haben die Deutschen auch keinen Fortschritt gemacht; vielmehr ist ihnen das südliche Ende dieser Linie, das die Oestreicher innehielten, mit dem gewöhnlichen östreichischen Pech heimgesucht worden. Die Linie ist eingedrückt worden, Oestreich hat die ganze Provinz Bukowina verloren, dazu einen Teil Galiziens, und ein paar Hunderttausend Oestreicher sind in die russische Gefangenschaft gewandert.

3.) An der italienische Schlachtlinie haben die Oestreicher zuerst eine abenteuerliche Offensive angefangen, in der sie die Italiener aus ein paar Gebirgstälern jagten, haben aber um dies zu tun ihre Ostfront in Rußland so geschwächt, daß gerade

dieser Heldenstreich das größte Narrenstück des ganzen Jahres war und sie mehr als eine halbe Million Soldaten ohne bleibenden Gewinn opfern ließ. Diese Oestreicher! Was die Deutschen gutmachen, verderben sie immer wieder durch ihre Kopflosigkeit und Blindheit, sowohl in der Strategie wie in der Diplomatie. Die Alliierten lägen schon lange am Boden, wenn es nicht für ihre schrecklichen dummen Streiche gewesen wäre.

4.) Auf der Balkanhalbinsel ist es den Alliierten gelungen, Griechenland ganz zu bevormunden, eine große Armee auf die Zeit bereitzuhalten, bis Rumänien Rußland durchläßt oder sich ihm anschließt, um so Bulgarien zwischen zwei Mühlsteinen zu erdrücken und die Verbindung zwischen den Deutschen und den Türken zu zerschneiden. Rumänien hat sich endlich diesem Plane gefügt. In den nächsten Monaten wird der Hauptkampfplatz hier zu suchen sein. Wie käme jetzt den Oesterreichern die halbe Million Soldaten zu statten, die sie verdummt haben. O diese Oestreicher!

5.) In Asien haben die Alliierten auch große Fortschritte gemacht, indem sie den Türken fast ganz Armenien abgenommen haben. Alle türkischen Unternehmungen gegen Aegypten sind von den Engländern mit Leichtigkeit abgeschlagen worden.

Geschlagen sind natürlich die Deutschen und ihre Verbündeten nicht; stehen sie doch an den meisten Plätzen noch weit in Feindesland. Aber es kann einem nüchternen Beobachter nicht verborgen bleiben, daß ihre Lage gegenwärtig ernst ist. Schlaue Politiker, die der italienische Premier-Minister und der rumänische Premier hätten eine ganz andere Stellung genommen, wenn in ihren Augen des Uebergewicht sich nicht auf die Seite der Alliierten geneigt hätte.

Expedition am 19. September

nach Lake Charles, Louisiana, wo bereits eine schöne Mennoniten-Gemeinde gegründet ist und Alt-Mennoniten seit 20 Jahren glücklich und zufrieden farmen. Dort findet sich unübertreffliche Gelegenheit ein Heim zu erwerben für alle, sowohl für die, welche ein angenehmes Klima, als auch für solche, die eine Gegend suchen, wo große Ernten sicher zu erwarten sind. Bitte an mich zu schreiben! Ich gebe gern die Namen derer, die hinziehen u.s.w.

J. H. Penner.

Beatrice, Nebraska.

Für schwache Augen.

Bevor dem Schlafengehen bade die Augen in Salzwasser, ½ Teelöffel Salz zu einer mit möglichst heißem Wasser gefüllten Tasse. Nach dem Bad schließe die Augen von Zeit zu Zeit für je fünf Minuten.

Hausfrauen Erlöst! Frei! Frei! Frei!

Millionen Frauen seufzen unter der Last des Waschtages. Nach langem Experimentieren ist es endlich gelungen, ein Mittel zu erfinden, welches unsere lieben Hausfrauen auf immer von der Waschwannensklaverei erlöst. **Kein anstrengendes Reiben, keine abgerissenen Fingernägel keine Kopf- und Rücken-Schmerzen mehr; die wunderbaren Kräfte der Natur verrichten die Arbeit beim Kochen und die Waschzeit wird um die Hälfte verkürzt.** Die Wäsche wird weiß wie Schnee und selbst die allerfeinsten Gewebe werden nicht angegriffen. Vorzüglich für aufgesprungene Hände und Brandwunden. Garantiert unschädlich.

Um dieses wunderbare Waschmittel in jedes Heim einzuführen, wollen wir während der nächsten 30 Tage mit jeder Bestellung auf 6 Packete zum Preise von $1.00 portofrei, das hier abgebildete schöne Besteck, Messer, Gabel und Löffel, silberähnlich poliert, in einem hübschen Kasten, als ganz **Freies Geschenk** mitsenden. Quälen Sie sich nicht länger mit Waschbrett und Waschmaschine und senden Sie uns Ihren Auftrag heute noch.

Empire Specialties Co., 1836 Lincoln Ave. M, Chicago, Ill.

— Agenten überall gesucht —

Ein Japaner über Japan.

Das dritte Kaiserreich — wie das New-Yorker Deutsche Journal mitteilt — ist der Titel einer japanischen Zeitung, die gerade jetzt einen recht bemerkenswerten Artikel aus der Feder des für ein Groß-Japan eintretenden Schriftstellers Kazan Kayahara veröffentlicht, der folgende Sätze enthält:

„Den Tabellen des Auswärtigen Amtes nach, die soeben veröffentlicht wurden, zählte die japanische Bevölkerung im Auslande Ende Juni 1914 358,711 Köpfe.

Sind die Japaner nicht in Wahrheit weltfremd zu nennen, wenn man in Betracht zieht, daß aus der ungeheuren Seelenzahl des Landes, die 60 Millionen beträgt, nur 358,000 im Auslande wohnen? Nur 15, 463 aus dieser Zahl leben in Brasilien und 683 in Argentinien, 305 in Chile, 5381 in Mexiko.

Die Zahl der Japaner in den Ver. Staaten, einschließlich Hawaiis beträgt 171,581; in Australien wohnen 6661 und nur 11,959 in Kanada.

In andern Worten, nur 212,032 Japaner wohnen in einer Sphäre, wo Einwanderung und Kolonisation möglich sind. In dieser kleinen Zahl sind alle Studierenden, Regierungsbeamte und Arbeiter einbegriffen. Sind Sie, geehrter Leser, nicht geneigt, gegen diesen für das japanische Volk unwürdigen Stand der Dinge zu revoltieren?

Vom Standpunkte der Amerikaner aus, mag das Verbot, das Japaner von der Einwanderung ausschließt, entschuldbar sein. Neben der rein ökonomischeen Frage, komme die Rassenfeindschaft in Betracht.

Die Lebensprinzipien und die Grundsätze der Moral weichen im großen Maßstabe von einander ab; aber nun, da das Wachstum der Bevölkerung den Punkt erreicht hat, der eine Ableitung der Massen absolut notwendig macht, jetzt, da wir am Scheidewege stehen, ist es nun recht, daß die Regierung schweigt und daß das Auswärtige Amt sich strikt an das „Gentlemen's Abkommen" hält und in Dankbarkeit erstirbt, ob des Zustandekommens des Anglo-Japanischen Bündnisses?

Japans Pflicht ist es, angemessene Schritte zur Erweiterung der Gebiete zu tun, wohin die Auswanderung gelenkt werden kann. Es muß die Amerikaner und Briten zwingen, unsere Leute zuzulassen. Im Falle, daß dies nicht in Güte erreicht werden kann, wo liegt unser Unrecht, wenn wir unsere Forderungen mit unseren mit gewaltigen 15 Centimeter-Geschützen bestückten Ueber-Dreadnoughts und mit Tauchbooten Nachdruck verleihen, die einen Aktionsradius von 6000 Meilen auf See haben?

Das ernste Problem, ob unser Volk Selbstmord begehen, oder seine Zahl vermindern muß, kann in seiner Bedeutung kaum mit Abkommen verglichen werden wie das „Genkleman's Agreement" und das Englisch-Japanische Bündnis.

Wir sollten nach Süd- und Nordamerika u. nach den britischen Kolonien auswandern dürfen; zuerst auf dem Wege gütlicher Versuche, falls dieses möglich; dann mit der Gewalt der eisernen Hand und der geballten Faust, wenn unser Ersuchen zurückgewiesen werden soll. In diesem Falle sollten wir die Gebräuche und auch die Sprache des Landes annehmen; aber das japanische Volk sollte sich auch nicht für eine Minute mit dem Recht der Einwanderung zufrieden geben. Wir müssen uns nach neuen Kolonien umsehen. Wir haben das Recht, uns danach umzusehen. Wir tragen kein Verlangen danach, Eroberungen in Süd-Amerika zu machen.

Jetzt spricht alles über die Möglichkeit eines Krieges zwischen Amerika und Japan. Die Ver. Staaten von Amerika aber sind eine Nation, die ängstlich bemüht ist, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Wenn erst dort die Frauen „Nein" sagen, dann sind die amerikanischen Pantoffelhelden zu gehorchen verurteilt.

Was die Philippinen und Hawaii betrifft — nun, wenn diese Inselgruppen durch irgend ein politisches Abkommen Japan überlassen werden, mag es uns recht sein — aber sie mit Waffengewalt zu erobern, sind sie nicht wert.

Ich bin nicht für die Okkupierung von California, aber Amerika wird weise handeln, wenn es die Japaner zuläßt.

Britische Uebersee-Kolonien sind, was Japan erobern sollte.

Wie wir die Entwickelung des Krieges verfolgen, erscheint uns der Wert des Englisch-Japanischen Bündnisses immer zweifelhafter. Es wird im Gegenteil klar, daß nach dem Kriege das Finanz-Zentrum der Welt von London nach New York verlegt wird.

Bisher hat Japan stets mit Ehrfurcht zu Großbritannien hinaufgeblickt und alle seine Wünsche zu erfüllen gesucht, aber was kann Japan jetzt mit Großbritannien anfangen?

Nach England werden die Ver. Staaten Deutschlands ärgster Feind, denn die Deutschen werden nie vergessen, welche enorme Quantitäten von Waffen und Munition den Alliierten von Amerika geliefert wurden. Daß die Befürchtung vieler Amerikaner sich verwirklicht und Deutschland in einem japanisch-amerikanischen Kriege auf Japans Seite treten wird, ist nicht von der Hand zu weisen.

Da es Großbritannien und Amerika sind, die Japan zum nationalen Selbstmord treiben möchten, und da Amerika ja keinen Gegner für Japan bedeuten würde, so würden sich die Interessen Japans Großbritannien gegenüber genau so verhalten, wie die Deutschlands gegenüber Großbritanniens.

Von diesem Standpunkt aus erscheint ein deutsch-japanisches Bündnis ganz natürlich. Ich sollte mich nicht wundern, wenn der Zwei-Kaiser-Bund bald festere Gestalt gewinnt. Es ist der ganz natürliche Gang der Geschichte, wenn der Allianz Europas und Amerikas ein asiatisch-europäischer Zwei-KaiserBund entgegentreten würde.

Ich bin mit Leib und Seele für ein deutsch-japanisches Bündnis in internationalen Angelegenheiten.

Unsere nationale Politik sollte nach dem Süden blicken. Aber unter dem Süden sind nicht die armseligen Inselgruppen der Südsee zu verstehen, sondern die Gebiete jenseits des Aequator: Australien, New Zeealand und Tasmanien. Sie genügen zur Errichtung eines neuen japanischen Weltreiches und bieten die Lösung der Frage der Uebervölkerung Japans. Die Bevölkerung von Australien beträgt etwa 4,000,000; das heißt, nur etwa vier Menschen auf die Quadratmeile Landes. Australien könnte gut 200 Millionen Menschen ernähren.

Australien ist in der Tat das Land, das die Vorsehung für die Japaner auserwählt hatte, das aber vor Jahren von den Engländern gestohlen wurde.

Es ist nicht allein im Interesse Japans, sondern im Interesse der gesamten national-ökonomischen Zustände der Welt gehandelt, wenn Japan bei Verteilung des britischen Weltreichs den Löwenteil erhält. Es kann sicher nicht Wille der Vorsehung sein, daß Australiens jungfräulicher Boden brach liegt, während Japan zum nationalen Selbstmord getrieben wird.

Goldene Gelegenheiten, die einmal verloren sind, kehren nie wieder. Das japanische Volk muß eine große nationale Politik anstreben. Mit welchen Aussichten ver-

Moore's Non-Leakable Füllfedern

Diese Feder ist

luftdicht, läßt keine Tinte entweichen.

Sie haben Flaschen mit Schrauben-Verschluß gesehen, der so gut verschließt daß weder Luft noch Flüssigkeit entweichen kann. Eben dieses Prinzip findet bei Moore's Füllfedern Anwendung. Wenn der Verschluß angebracht ist, kann die Tinte unmöglich entweichen, einerlei wie oder wo die Feder getragen wird. In dieser Position ist

die Spitze der Feder in der Tinte.

Wenn die Feder nicht gebraucht wird sie einfach in den Tintenbehälter eingezogen und bleibt daselbst bis sie wieder gebraucht wird. So ist

die Spitze der Feder stets feucht.

Dies macht es überflüssig und unnötig, die Feder zu schütteln, damit die Tinte in Fluß gebracht werde. Die Tinte fließt frei und gleichmäßig Tag für Tag so lange ein Tropfen Tinte in dem Behälter ist. Wenn leer,

entferne einfach den Verschluß und die Feder ist zur Füllung bereit.

Bei Füllfedern ist im allgemeinen viel Mühe mit der Füllung verbunden. Zuerst muß der Verschluß abgenommen und dann eine Section abgeschraubt werden und indem man das tut, beschmutzt man regelmäßig die Finger.

Bei Moore's entfernt man einfach den Verschluß und die Feder ist zur Füllung bereit — keine Mühe — keine beschmutzten Hände. Die Feder besitzt

Solidität, Einfachheit und Dauerhaftigkeit.

Es ist eine Feder, die nur wenige Teile hat, die Eigenschaften welche der Dauerhaftigkeit einer Füllfeder im Wege sind, finden sich hier nicht. Die Spitze der Feder ist von bester Konstruction und die Feder schreibt sehr gleichmäßig.

Was etliche derjenigen sagen, welche diese Feder benützen:

„Ich verlor meine Moore's Feder und kann kaum für die nächste warten. Ich bin stets froh, ein gutes Wort für diese Feder zu reden und sie meinen Freunden zu empfehlen."

„Vor einiger Zeit kaufte ich eine Ihrer „Moore's Non-Leakable Füllfedern" auf den Vorschlag eines Freundes, und nachdem ich sie eine Zeitlang stark gebraucht habe, bin ich überzeugt, daß die Feder wirklich die Eigenschaften hat, welche Sie für sie beanspruchen, und ich nehme gern die Gelegenheit wahr, sie allen zu empfehlen. Die Feder hat viele gute Eigenschaften, u. ich habe nie mit einer leichter fließenden Feder geschrieben und habe alle Arten bereits gebraucht."

„Für die Moore Feder habe ich nur Lob. Keine andere Feder ist damit zu vergleichen und ich habe alle Sorten benützt."

Die Behälter können in folgenden Dessins geliefert werden: Einfach, chased oder mottled.

Erwähne stets ob stub, medium oder fein gewünscht wird.

Preis postfrei $2.50

MENNONITE PUBLISHING HOUSE

Scottdale, Pa

folgen die Admiräle Yashiro und Kato den Ausbau der Flotte? Wenn unsere nationale Würde in der obenangedeuteten Richtung liegt, dann wird Japan gern bereit sein, alles für unsere Marine zu opfern. Wir begehen sicher kein Unrecht, wenn wir unsere 500,000 Tonnen-Flotte auf eine Million Tonnen bringen." —Germania.

Herrschaft des Pöbels.

Die sonst so friedliche Stadt Lima in Ohio hat im Laufe der vergangenen Woche in ihren Mauern und unmittelbaren Umgebung Szenen erlebt, die in den Annalen der Geschichte der Stadt nicht ihresgleichen finden. Die grauenhaften Szenen wurden durch einen Neger veranlaßt, der eine junge Farmersfrau von Spencerville, zwei Meilen von Lima, schwer mißhandelte, als sie sich weigerte, dem Neger etwas zu essen zu geben. Von Polizeibeamten mit Bluthunden verfolgt, wurde er aufgespürt u. nach dem Allen County-Gefängnis in Lima gebracht, wo Sheriff Ely seines Amtes waltete und den Gefangenen in Obhut nahm, wie das Gesetz es vorschreibt.

Kaum hatte sich in Lima wie ein Laufeuer das Gerücht von dem Verbrechen verbreitet, als eine Menschenmenge von 4000 bis 5000 Personen vor dem Countygefängnis sich versammelte und stürmisch den Gefangenen verlangte, um mit ihm kurzen Prozeß zu machen. Aber Sheriff Ely hatte die Situation in ihrer ganzen Größe und Gefahr richtig erkannt gehabt und hatte den Neger unter sicherer Bedeckung nach der von einer festungsähnlichen Mauer umgebenen Irrenheilanstalt verbringen wollen, aber die Verwaltung der Anstalt verweigerte dem Gefangenen in Rücksicht auf die leicht erregbaren Geisteskranken den Zutritt. Der Sheriff verbrachte daher den Gefangenen nach Ottawa zu größerer Sicherheit, da ihm inzwischen Nachricht zugegangen war, daß die Haltung der Menschenmenge eine immer drohendere Haltung annehme und die Menge im Begriff sei, das Countygefängnis zu stürmen.

Von der immer rasender gewordenen, nach dem Blut des Negers lechzenden Menge wurde das Gefängnis erbrochen. Die Polizei von Lima war der vor Wut geradezu sinnlos gewordenen Menge gegenüber vollkommen machtlos, und in der Stadt herrschte ein wahres Schreckens- und Pöbelregiment. Als Sheriff Ely dann spät in der Nacht, nachdem er seinen Gefangenen sicher in Ottawa abgeliefert hatte, nach Lima zurückkehrte, bemächtigte sich der rachedurstige Pöbelhaufen seiner und suchte ihn unter

Bekanntmachung.

Aufgefordert von der Prairie Farm Lands Co., von Lake Charles, Louisiana, **haben wir das alleinige Verkaufsrecht** von der 40,000 Acker Strecke, welche obige Leute eignen, übernommen. Obige Firm besteht aus Leuten, die aus allein patriotischen Gründen diese Strecke gekauft, um sie von Spekulanten frei zu halten, besteht jedoch aus Männern, die riesige Interessen in und bei Lake Charles haben und obendrein vom Landhandel nichts verstehen. Wir haben in dreißig Jahren Millionen von Acker **verkauft, neuerdings viel in Louisiana**, haben das Geschäft redlich betrieben und sind **deshalb sehr erfolgreich gewesen**, wie jede Bank in Omaha, Neb., es gerne bezeugen wird. Wir haben eine nette Fläche obigen Landes für die Mennoniten reserviert u. wollen diese Strecke gerne ausdehnen, wenn so gewünscht.

Bis dahin hat man dort nur Reis gezogen u. Viehzucht getrieben, weil schlechte Drainage das Ziehen anderer Feldfrüchte gefährlich machte. Daß nun trotz der Tatsache, daß die Farmer dort z. B. mit dem Cornbau unbekannt u. berüchtigt wegen nachlässiger Wirtschaftsweise wir Corn 16 Fuß hoch zeigen können, hunderte von Acker in einem Stück, Corn daß bis 60 buf. macht, zeigt dem aufmerksamen Farmer was dort unter richtiger Wirtschaftsweise geleistet werden kann. Zuckerrohr scheint uns hat eine große Zukunft dort. Die Fabrik steht bereit. Heute macht der Farmer Syrup daraus, der ihm von $75.00 bis $150.00 per A. bringt. Die Syrups Presse kostet cr. $40.00. Die Bestellung des Zuckerrohrs und die Ernte desselben ist nicht schwieriger wie im Norden der Cornbau. Rostfreier Winterhafer ist einigermaßen sicher u. liefert von 40 bis 65 bu. per a. Preis ca. 70c. per bu. Kartoffeln sind sicher u. liefern von 80 bu. u. mehr per a. Preis von 80c bis $2.50 per bu. Süßkartoffeln sind dort heimisch u. liefern zwei sichere Ernten per Jahr. Reis wird gesät u. geerntet genau wie der Weizen nur daß er bewässert werden muß, u. befinden sich Kanäle in unserem Lande, in die das Wasser durch mächtige Druckwerke in die Höhe gehoben wird. Man kennt bis dato dort keine Fehlernte von Reis. Lespedeza, der Alfalfa des Südens, ist dem Rotklee sehr ähnlich liefert drei Schnitt per Jahr, trocknet gut, bereichert den Boden, u. ist ein feiner Markt dort für denselben. Peanuts u. Cowpeas bilden unsere Gründüngung u. liefern feines Futter. Gemüse aller Sorten gedeiht das Jahr herum u. ist ein guter Markt dafür, dazu kommt, daß die Stadt einen Produce Mann hat, der alle Produkte des Farmers aufkauft u. an den Markt bringt. Derselbe steht auf Gehalt, ähnlich dem Manager eines Farm Elevators daheim u. ist FarmExpert zugleich. Eine Canning Factory macht günstige Contracte daselbst. Obst gedeiht gut incl. der Südfrüchte wie Orangen, Feigen, Grapefruit, etc.

Wir machen die Leser besonders aufmerksam auf die Vorteile der Viehzucht u. Melkerei. Gras das Jahr herum, kaum Stallungen, feines Wasser.

Der Markt ist unübertrefflich. Kunststraßen verbinden unsere Ländereien mit der Stadt, die fünf Bahnen hat, u. unsere Südgrenze bildet der Intercoastal Canal.

Trinkwasser ist sehr gut u. kühl u. sind die Brunnen ca. 30 Fuß tief. Artesisches Wasser kann man leicht haben in einer Tiefe bis zu 500 Fuß.

Die Golfbrise macht den Sommer angenehm u. den Winter milde.

Der Preis des Landes ist $35.00 per a. Der Käufer zahlt $10.00 per a. baar u. den Rest in zehn jährl. Zahlungen von $2.50 per Jahr mit 6% Zinsen. Zinsen beginnen fünf Monate nach dem Unterzeichnen des Contrakts. Erste Zahlung fällig am 1. Februar 1918.

Wenn der Käufer sofort baut, kann die erste Zahlung bis zum 1. Februar 1919 verschoben werden.

Wenn gewünscht, strecken wir die Hälfte der Unkosten des Baues vom Hause u. des Stalles vor.

Ansiedler werden eingeladen, nicht Spekulanten. In anderen Worten niemand der nicht sein Heim auf der Farm macht. Hier Mr. Rentner können Sie billiger kaufen wie daheim renten.

Nächste Excursion den 5. September.

Weitere Auskunft erteilen wir gerne

Payne Investment Company

Omaha, Nebraska oder Lake Charles, Louisiana.

„Wir bringen den Mann ohne Land zum Land ohne Mann."

Gebt uns die Möglichkeit.

Eure Aufmerksamkeit auf unser Wirken zu lenken, entschließt Euch an uns zu schreiben um die aufklärenden Schriften zu verlangen, die zu Eurem Wohl geschrieben sind, die Euch als Führer dienen und nichts kosten. Ihr werdet dort neue Ideen und Anschauungen über Euer Leben und Gesundheit erhalten. Wenn Ihr auf unseren wohl gemeinten Rat hört, so kann Euch viel Kummer, Krankheit, Unglück und Elend erspart bleiben. So mancher lang und schwer Leidender, so manch unheilbar Erklärter wird Trost und Hilfe finden. Es wird Euch dort bewiesen werden, daß wir nicht trostlos und hilflos dastehen, sondern daß selbst die gefürchtetsten Krankheiten wie Krebs, usw. heilbar sind und geheilt wurden. Dem Zweck, Euch aufzuklären, haben viele Menschen ihr Leben gewidmet, mit großem Bienenfleiß die Tatsachen gesammelt, um Euch beizustehen und zu helfen. Wer den guten Rat nicht ausnützt, der darf sich später bei seinem eigenen Schaden nicht beklagen. Schreibt an das

Institute of Regeneration,
300 W. North Ave., Chicago, Ill.
Retourmarke ist erwünscht.

entsetzlicher Mißhandlung zu bewegen, ihnen den Aufenthaltsort des Negers zu sagen. Auf seine Weigerung riß man ihm die Kleider vom Leib, schlug ihn halbtot und suchte ihn zu hängen, worauf er den Aufenthaltsort des schwarzen Verbrechers verriet, der inzwischen aber an einen andern Ort gebracht worden war und den Händen seiner Häscher entging.

So schrecklich und verabscheuungswürdig nun auch das Verbrechen des Negers war, so ist es doch im höchsten Grad zu bedauern, daß die Menschen von ihren entfesselten Leidenschaften sich vermaßen hinreißen lassen und dann selbst zu Verbrechern werden, anstatt dem Gesetz seinen Lauf zu lassen.

Eine Frau war sehr böse und gab ihrem Gefühl in einem Brief an Dr. Peter Fahrney Ausdruck. Es erregt ihren Zorn, weil sie Forni's Alpenkräuter nicht in der Apotheke ihres Wohnortes kaufen konnte, sondern dafür nach Chicago schicken mußte. Sie machte aber bald die Erfahrung, daß sich diese Mühe gut verlohnt. Das Heilmittel wird den Leuten direkt geliefert von den Herstellern, Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 19—25 So. Hoyne Ave., Chicago, Ill.

Reiches Sodalager.

Eine der reichsten Sodaablagerungen hat oder trägt der Magadisee in Britisch-Ost-Afrika. Seine Ausdehnung beträgt etwa fünfundeinhalb Quadratkilometer, und die darauf lagernde Sodaschicht wird auf 2000 Millionen Doppelzentner geschätzt. Sobald die Sodaschicht an einer Stelle entfernt worden ist, bildet sich in kurzer Zeit eine neue.

Rheumatismus

Tausende von Rheumatismus Kranken werden jetzt geheilt, durch die Indianer Bitter Tonik, eine alte Kräutermedicin, welche nach dem Recept von einem Indianer Medicin Mann hergestellt wird. Preis $1.00 per Flasche; 6 Flaschen $5.00 bei:

R. Landis, Box R. 12 Evanston, Ohio.

Ein einfaches Abführmittel.

Wasser in verschiedenster Form und Temperatur auf den Unterleib gebracht, wirkt durch den Reiz der Wärme oder Kälte zunächst auf Haut und Muskeln der Bauchwand, indirekt aber auch auf die träge Muskulatur des Darmes, stärkt sie und regt zur Zusammenziehung und damit zur Weiterbeförderung des Darminhaltes an. Hierzu eignen sich am besten kurze, flüchtige Kältereize, bei denen die Eigenwärme des Körpers geschont wird. Am mildesten wirken kurze, kühle Abwaschungen des Leibes oder Abreibungen mit einem in kaltes Wasser getauchten Leinentuch oder kalte, rasch gewechselte Umschläge um den Leib. Energischer wirken kühle Sitzbäder von etwa drei Minuten Dauer, ferner Begießungen und Duschen auf den Unterleib. Alle diese Wasseranwendungen werden am besten morgens, kurze Zeit vor dem gewöhnlichen Zeitpunkt der Stuhlentleerung, vorgenommen. Man sucht zunächst mit der mildesten Form auszukommen und geht nur, wenn es notwendig ist, zu der stärkeren über. Angebracht ist die Wasseranwendung nur bei Leuten, die sich, von der Verstopfung abgesehen, völlig gesund fühlen.

Mittel gegen Rost?

Professor des Dakota Agricultural College beansprucht Erfolg nach langem Experimentieren.

Bei dem unermeßlichen Schaden, welcher der schwarze Rost (Brand) in diesem Sommer unter dem Getreide angerichtet hat, wird es unsere Leser doppelt interessieren, zu erfahren, daß es Professor Boley vom North Dakota Agricultural College nach langjährigem Experimentieren angeblich gelungen ist, einen Weizen ausfindig zu machen, dem, wie er sagt, der Rost nichts anhaben kann.

Schon im Jahre 1903 wählte Professor Boley von den russischen Weizenfeldern südlich von Kasau einzelne Pflanzen aus, und mit diesem hat er seit 13 Jahren experimentiert. Diese Experimente waren mit Erfolg gekrönt, jedoch hat man diese Weizensorte bis jetzt nicht mit günstigen Augen angesehen, da sie für Mühlenzwecke nicht recht geeignet sein soll. Angesichts des enormen Schadens, der in den beiden Dakotas und in Minnesota angerichtet worden ist, hat seine Ankündigung eine Art Sensation erregt, und diejenigen Distrikte, die den Mut gehabt haben, diese Weizenart anzusäen, sind heute in der Lage, viele andere mit Saatweizen versorgen zu können.

Neues Land für Kolonie.

Der Staat Montana hat von ihrem besten Lande für Bewässerungszwecke zurückbehalten. Der Staat gibt nun bis zu 160 Acres von diesem reichen Lande für $1.50 den Acre her, und der Landmann bezahlt in vierzehn jährlichen Zahlungen die Kosten der großen Wasser-Einrichtungen. Wer etwas Gutes haben will und $6.50 den Acre anzahlen kann, der findet sein Ideal. Die übrigen Zahlungen sind weniger als Rente. 40 Buschel Weizen, 60 Hafer, 5 Tonnen Alfalfa und mehr dieses Jahr zur Ernte. Schreibt

Wichita, Kansas. — W. Smith, 205 Lulu,

Der durch die Experimente hervorgebrachte Weizen ist eine Kreuzung zwischen dem ursprünglichen russischen Weizen und dem sogenannten Durum Weizen (hart) und besitzt viele Eigenschaften des letzteren. Er soll nicht nur bedeutende Widerstandsfähigkeit gegen Rost besitzen, sondern auch gegen andere Brandkrankheiten.

Die Qualität des in diesem Jahre gewonnenen Weizens dieser Art, soll, weil ganz besonders reich an Klebestoff, vorzüglich sein.

Als Haupteinwand gegen diesen Weizen ist bisher angeführt worden, daß das aus ihm erzeugte Mehl von zu dunkler Farbe ist. Zuerst haben die Speicherleute ihn anstandslos gekauft, haben dies aber später sehr schnell wieder aufgegeben. Der Ertrag soll besonders gut sein unter für Rost günstigen Wetterverhältnissen, und er soll speziell auf leichtem und trockenen Land vorzüglich gedeihen.

Professor Boley sagt: „Ich hoffe in der Lage zu sein, in diesem Jahre mehr als sonst dem wirklichen Mühlenwert dieses Weizens Anerkennung zu verschaffen, da viele Farmer in verschiedenen Landdistrikten versprochen haben, genügende Quantitäten für umfangreiche Versuche abzuliefern. Dieser Weizen verlangt trockenes, leichtes Land, und wenn ihm unter diesen Bedingungen Gelegenheit gegeben wird, so hoffe ich, daß er viele seiner Mängel verlieren wird. Wird er auf neuem und besserem Land im Westen kultiviert, so wird das Mehl allmählich auch die dunkle Farbe verlieren." „Nordwesten".

Kalifornia Honig

Zwei 5-Gallon Kannen zu je 60 Pfund kosten $8.00. Frisch, gut, reif. Man bestelle sofort, ehe der Vorrat ausgeht. Am besten bestelle man wenigstens 2 Kannen auf einmal, weil die Frachtkosten für 100 Pfd. nicht mehr betragen als für 60 Pfd.

L. SUDERMANN.
Reedley, Calif.

Erzählung.

Die unsterbliche Seele.

Von M. Inger.

Fortsetzung.

„Kurt hat das Examen bestanden, Mama, welche Freude!" und ihre Augen funkelten vor Lust und Leben.

Die Mutter breitete das Papier auf ihrem Schoße aus und sah die Blauschrift an, aber Tränen verdunkelten den Blick. Mimi umfaßte sie stürmisch und küßte die Tränen hinweg.

„Jetzt sollst du sehen, mein Muttchen, wie schön es wird. Kurt läßt sich als Arzt hier nieder und zu ziehst zu ihm. Er bekommt eine große Praxis und wird ein berühmter Mann. Denn wenn er nur will, ist er doch eigentlich ein fixer Kerl. Und dann kannst du auch ein größeres Zimmer bekommen und alles bequemer und schöner als jetzt."

„Kind, Kind!" wehrte Frau Ingeborg ab, „ich habe es ja viel besser, als ich es je verdiente." Sie streichelte zärtlich die Wangen ihres Kindes, das sich an sie schmiegte.

* * *

Im Hamburger Hafen lag ein Schiff vor Anker, dem man es ansah, daß es weither kam, dementsprechend war ein reges Leben am Ufer und an Bord. Soeben verließ ein Herr die Landungsbrücke, der durch seine stolze Haltung und sein fremdländisches Aussehen manche Blicke auf sich zog.

Es war Don Pedro Diaz.

Im selben Augenblick, als er das Land betrat, löste sich eine Gestalt von einer Zuschauergruppe, indem sie freudig erregt seinen Namen nannte. Er blieb stehen und sah einen Augenblick die kleine zierliche Erscheinung an, um dann überrascht auszurufen: „Fräulein Strom, Sie hier? Das nenne ich einen glücklichen Zufall, daß die Freundin meiner Elisabeth mich als erste begrüßt!"

„Kein Zufall!" lachte Mimi schalkhaft. „Aufgelauert hab' ich Ihnen trotz der heißen Sonne, denn ich wußte, daß Sie kamen."

„Sie wußten es?" Ungläubig sah Pedro das Mädchen an, wurde aber im Augenblick durch ein lebhaft redendes Paar von ihm getrennt.

„Ja, doch!" nickte Mimi ihm zu, „es wäre aber günstiger, wenn wir den Leuten nicht mehr im Wege ständen."

„Dann hat mein Freund Laurin geschrieben," sagte Pedro, als er an ihrer Seite weiter ging.

„Richtig geraten!" Sie streifte dabei den Handschuh von ihrer Hand und ließ einen schlichten Goldreif in der Sonne blitzen. „Sehen Sie, ich bin seine glückliche Braut."

„Wirklich? Nein, wie mich das freut! Da gratuliere ich herzlich," und er schüttelte ihre Rechte. „Aber," überlegte er im Weitergehen, „der Bräutigam wird sein Glück noch kaum erfahren haben, denn die Briefe gehen langsam."

„Doch, o doch! Wir haben telegraphiert. Verschwendung war es wohl eigentlich, denn es kostete ganze dreißig Mark, aber in diesem Fall schien es uns erlaubt. Laurin mußte doch gleich in derselben Art an mich denken können wie ich an ihn."

„Natürlich," sagte Pedro zerstreut und seufzte leise. Mimi verstand den Seufzer, schien sich auf etwas zu besinnen und zog einen Brief hervor.

„Mein Hauptzweck bei meinem Kommen war, ein Vermächtnis von Elisabeth in Ihre Hände zu legen. Ich fürchtete, daß Sie mir wieder entgehen könnten, darum wartete ich am Hafen."

Er war jäh stehen geblieben und griff hastig nach dem Schreiben.

„Von ihr!" rief er bewegt, „von ihr! Es wird mir sein, als ob sie noch einmal vom Jenseits zu mir rede."

Er hatte es an der Brust geborgen und ging eine Weile still und hastig weiter. Auch Mimi schwieg.

„Sie müssen wissen," sagte er dann, seine Schritte mäßigend, „daß ich als ein anderer zurückgekehrt bin. Im dunklen Erdteil fand ich den Weg zum Licht."

„Ich weiß, ich weiß, auch das hat Laurin ausführlich geschrieben, und Sie können sich denken, wie wir uns gefreut haben." Dann blieb sie stehen. „Hier geht's nach unserer Wohnung, ich denke, daß Sie noch weiter müssen, um Ihr Hotel zu erreichen."

„Ja, da haben Sie recht."

„In den nächsten Tagen gedachten Mutter und ich nach Sylt zu reisen, das Muttchen bedarf einer kleinen Auffrischung und in unserer Etage ist es sehr warm. Sie werden uns doch vorher aufsuchen, nicht wahr?"

„Natürlich, Fräulein Strom, Sie müssen mir auch noch von Elisabeth erzählen."

Sie nickte, verabschiedete sich hastig und war bald unter den Leuten verschwunden.

Pedro hielt die Hand auf die Brusttasche gepreßt, wo er seinen Schatz barg, sah weder rechts noch links, sondern eilte vorwärts. Endlich blieb er stehen. Wo war er? Er hatte nicht den Weg zu seinem Hotel eingeschlagen, sondern befand sich in der Nähe von Professor Möllers Wohnung. Die alten Erinnerungen, die jetzt so mächtig auf ihn einstürmten, hatten ihn den Weg geführt, den er, ach wie oft, gemacht hatte. Weil er dem alten Professor aber jetzt so nahe war, sollte seine Wohnung auch die erste sein, die er betrat. Bald stand er vor der bekannten Tür. Wie gespannt hatte er früher auf den raschen, leichten Tritt seiner Braut gehorcht, wenn er Einlaß begehrte.

Auch jetzt lauschte er, und wieder nahte ein jugendlicher Fuß. Als aber die Tür aufging, stand eine fremde junge Frau vor ihm und sah ihn fragend an.

„Ist der Herr Professor zu Hause?" sagte Pedro.

Sie lächelte. „Nein, so weit sind wir noch nicht, nur Doktor. Sie wollten doch meinen Mann sprechen?" fügte sie unsicher hinzu, als der Fremde ihrer einladenden Geste nicht folgte.

„Ich wünsche Herrn Professor Möller zu sehen," erklärte Pedro mit gepreßter Stimme, denn es stieg ihm eine düstere Ahnung auf.

„Da müssen Sie irre gegangen sein," meinte sie.

Jetzt lächelte er und schüttelte den Kopf, wie hätte er hier auch irren können!

„Ja, jetzt entsinne ich mich," rief sie lebhaft, „der alte Herr, der vor uns hier wohnte, hieß so, durch seinen Tod ward die Wohnung frei."

„Er ist tot?" stöhnte Pedro und lehnte sich wie erschöpft gegen die Wand.

Ein mitleidiger Zug trat in das junge, frische Gesicht vor ihm. „Ach, Sie standen ihm nah," bedauerte sie.

Er richtete sich wieder auf, denn wie konnte er der Fremden von seinem Schmerz erzählen. „Der Professor hatte eine alte Schwester bei sich, ist die auch gestorben?" fragte er, und ein herber Zug legte sich um seinen Mund.

„Nein, ach nein!" beeilte sich die junge Frau zu versichern, froh eine bessere Auskunft geben zu können, „sie ist zu Verwandten aufs Land gezogen."

„Ich danke," sagte Pedro höflich und wandte sich zum Gehen.

Die junge Frau blieb einen Augenblick stehen und sah ihm nach. Sie hätte so gerne ein Wort des Trostes oder Teilnahme angebracht, aber es fiel ihr nichts ein, weil ihr Herz voll Freude war. Leise schloß sie die Tür und flog zurück in ihr Nest voll Glück.

Pedro aber ging schweren Schrittes die Treppe hinunter und stand bald auf der Straße. Das Großstadtleben flutete an ihm vorüber, ohne daß er dafür eine Empfin-

Wassersucht, Kropf

Ich habe eine sichere Kur für Kropf oder dicken Hals (Goitre), ist absolut harmlos. Auch in Herzleiden, **Wassersucht**, Verfettung, Nieren-, Magen- und Nervenleiden, Hämorrhoiden, Geschwüre, Rheumatismus, Eczema und Frauenkrankheiten, schreibe man um freien ärztlichen Rath an:

L. von Daacke, M. D.,

1622 North California Ave., Chicago, Ill.

dung zu haben schien. In der Nähe war eine Haltestelle für elektrische Wagen. Pedro sah eine Weile hin, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sprang, einem plötzlichen Impuls nachgebend, in einen Wagen, der die Richtung nach den Kirchhöfen einschlug. Nichts als Gräber hatte er bei seiner Rückkehr gefunden, so sollten diese auch zunächst begrüßt werden.

Am Ziel seiner Fahrt besann er sich jedoch darauf, daß er ohne Führer die Gräber nicht finden würde und trat darum zunächst in das Haus des Totengräbers. Dieser war gleich zu Diensten bereit, holte sein Grabregister hervor und fuhr mit dem Finger suchend an den Seiten hinunter.

„Möller," sagte er halb für sich, „ist ein häufiger Name bei den Lebenden, wie bei den Toten. Möller . . Professor . . richtig, da hätten wir ihn! Nummer achtzig b. Ja, jetzt werden wir ihn bald finden." Er schlüpfte eilfertig in seine graue Joppe, nahm seine Kappe und ging mit eingeknickten Knieen und gebeugter Haltung dem Spanier voran.

Es war still unter den Gräbern.

Lebensvolles Sonnenlicht überflutete die Stätte des Todes als schneidender Kontrast, aber in seinem Flimmern standen die Cypressen und Trauerweiden regungslos, wie strenge Hüter eines düsteren Geheimnisses.

Eine eigentümliche Beklemmung legte sich auf Pedros Herz, und nur mit halbem Ohr hörte er auf das Plaudern des Alten, der bald auf dieses, bald auf jenes Denkmal wies, um seine Bemerkungen darüber zu machen. Dabei rückte er hier einen Kranz zurecht, bog dort eine Ranke zurück, oder schleuderte mit dem Fuße einen Stein zur Seite.

Fortsetzung folgt.

Sichere Genesung für Kranke durch das wunderwirkende

Exanthematische Heilmittel

(auch Baunscheidtismus genannt.)

Erläuternde Zirkulare werden portofrei zugesandt. Nur einzig und allein echt zu haben von

John Linden,

Spezialarzt und alleiniger Verfertiger der einzig echten, reinen Exanthematischen Heilmittel.

Office und Residenz: 3808 Prospect Ave., S. E.

Letter-Drawer 396. Cleveland, O.

Man hüte sich vor Fälschungen und falschen Anpreisungen.

Gesunde, glückliche Kinder

und Erwachsene findet man in den Familien wo

Forni's

Alpenkräuter

das Hausmittel ist. Er entfernt die Unreinigkeiten aus dem System und macht neues, reiches, rothes Blut, und bildet feste Knochen und Muskeln. Er ist besonders für Kinder und Leute von zarter Körperbeschaffenheit geeignet, da er aus reinen, Gesundheit bringenden Wurzeln und Kräutern hergestellt ist. Ueber ein Jahrhundert im Gebrauch, ist er zeiterprobt und zeitbewährt.

Er ist nicht, wie andere Medizinen, in Apotheken zu haben, sondern wird den Leuten direkt geliefert durch die alleinigen Fabrikanten und Eigentümer

DR. PETER FAHRNEY & SONS CO.,

19-25 So. Hoyne Ave., CHICAGO, ILL.

Das türkische Kind.

Das türkische Kind ist seiner ganzen Erziehung nach von unserer Jugend außerordentlich verschieden. Selten sieht man auf türkischen Straßen spielende Kinder, und wenn sie dort wirklich einmal anzutreffen sind, bewegen sie sich ruhig und ernst. Lärmen und Zanken, das doch ein gut Teil unserer Kinderspiele ausmacht, kennt das türkische Kind nicht. Gar streng gebunden ist seine Jugendlust durch das allmächtige „Adet", die Sitte, die Ernst, Würde und Feierlichkeit auch schon von den kleinen Türken verlangt. Daß die türkischen Kinder ihren Eltern hohe Ehrerbietung zollen ist bekannt. Die gleiche Achtung genießt auch der Lehrer. Von dem Tage an, da der türkische Knabe zur Schule geht, ist er ein Effendi, ein Herr. Der Tag ist ein großes Familienfest. Der neue Schüler wird vom Priester, dem Iman, gesegnet, und dann dem „Hodscha", dem Lehrer übergeben, der jetzt in die Rechte eines Vaters eintritt. Die Zucht kommt nun dem Hodscha allein zu. Hat sich der Knabe zu Hause etwas zu schulden kommen lassen, so teilt der Vater dem Lehrer das ungefähr mit folgenden Worten mit: „Ali Effendi hat das und das getan; Dir kommt es zu, nach Deinem Gutdünken mit ihm zu verfahren." Die Hauptstrafen bestehen allerdings weniger in Scheltworten oder gar Schlägen, als in Verboten, die Gebräuche zu verrichten, das Gotteshaus zu besuchen u.s.w. sollen solche Strafen wirksam sein, setzen sie allerdings ein sehr feines Ehrgefühl voraus, das beim türkischen Kind schon sehr früh sich bemerkbar macht.

Pfeilvergiftung der Cherokesen.

Bald wird wohl die Art, wie die Indianer ihre Pfeile für Kriegs- und theilweise auch für Jagdzwecke vergifteten, zu den gänzlich „verschollenen Künsten" gehören. Es gab verschiedene Methoden dafür, und manche blieben das Geheimniß der betreffenden Stämme. Ueber die bei Cherokesen beliebte Methode machte erst kürzlich ein alter Cherokese folgende Mittheilung:

Man nahm die Leber eines Hirsches oder Rehes und steckte sie an eine lange Stange. Dann suchte man nach Klapperschlangen, man wählte hierzu die Mittagszeit, in welcher diese unheimlichen Thiere in der Sonnenglut zusammengerollt liegen. Eines dieser wurde gleichfalls an das Stangenende gesteckt, oder hindurchgeschoben. Sowie das Thier die Leber berührte, vergrub es seine Giftzähne in den eingebildeten Feind, so oft bis das Gift erschöpft war. Man ließ die Schlange dann weglaufen und steckte eine andere auf, und so fort, bis die Leber von dem Gift gesättigt war. Selbige wurde dann an der Stange völlig getrocknet und zu Pulver zerstoßen, das in einem hirschledernen Säckchen aufbewahrt wurde und an jeder angefeuchteten Fläche wie Leim hängen blieb. Ein damit behandelter Pfeil brachte jedem getroffenen Geschöpf den Tod.

Sammle jeden Tag etwas ewiges, das dir kein Tod raubt,
Das den Tod und das Leben dir lieblicher jeden Tag macht.

Lavater.

Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.